Achim von Arnim

:: in den wissenschaftlichen und ::
politischen Strömungen seiner Zeit.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der philosophischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität

zu

Freiburg im Breisgau

vorgelegt von

HERMA BECKER.

ACAD.
LUGD.BAT.
BIBL.

Berlin und Leipzig
Dr. Walther Rothschild
1912.

Auf Grund der vorliegenden Arbeit hat die Verfasserin am 20. Dezember 1910 die Doktorprüfung bestanden.
Referent: Herr Geh. Hofrat Professor Dr. Meinecke.

Mit Genehmigung der Fakultät erhalten die Dissertationsexemplare nur die Kapital 1—4 der Promotionsschrift, welche vollständig in den „Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte", herausgegeben von Georg v. Below, Heinrich Finke, Friedrich Meinecke (Berlin u. Leipzig, Verlag Dr. Walther Rothschild), erscheint.

Erstes Kapitel.

Zwei Generationen.

Die Frühromantik war schon mit der Wende des Jahrhunderts zu Grabe getragen worden. Tod, Entfremdung und gewöhnliche Sorgen ums tägliche Brot zerrissen das enge Band gemeinsamen Lebens und Strebens und trieben die Ueberlebenden nach verschiedenen Richtungen zu veränderter Tätigkeit. Ewiger Jugend und unversiegbarer Kraft hätte sie bedurft, um auch nur einem Teil ihrer Pläne, ihrer Probleme eine Lösung in der Zeit zu finden. Sie hatte Gährungsstoff in die Welt geworfen. Harmonie und klassische Ruhe mochte das Ziel der beiden Grossen in Weimar sein, sie wollte aufregend wirken und aufregend ist sie gewesen. Sie rief die Welt auf, um ihre eigenen Fragen zu lösen, und wollte im Grunde doch nur sich selbst hören.

Die zehn Jahre jüngere Generation, welche nachher in der Literatur als Spätromantik zusammengefasst wurde, besteht aus den heterogensten Bestandteilen, die, ohne einheitliches Programm, sich zum grossen Teil wenig oder gar nicht berühren. Zur romantischen Kritik und Theorie bedeuten sie kaum einen Zuwachs, während sie in der dichterischen Praxis viel fruchtbarer waren; jedoch unter dem Widerspruch der zerstreuten Athenäumsmitarbeiter, welche die Konsequenzen ihrer Theorieen in den neuen Gewändern nicht anerkennen wollten. Wer auf irgend einem Wege zu ihnen geführt wird, es sei von welcher Seite es wolle, wird immer die Notwendigkeit fühlen, zu trennen, zu vereinzeln oder zu gruppieren, was sich unter dem einheitlichen Namen an Gegensätzen, Besonderheiten oder Wahlverwandschaften verbirgt. Wir haben hier jene Gruppe im Auge,

die sich in Leben und Arbeiten den Gründern der historischen Rechts- und Sprachwissenschaften eng anschloss, und ziehen diese in die allgemeine Charakterisierung mit hinein.

Es fehlte diesem Kreise, wie überhaupt den sogenannten Spätromantikern, der philosophische Zug, das innere Drängen, Stellung zu nehmen zu den grossen philosophischen Problemen der Zeit. Sie hatten keine Neigung zum Systematisieren und verlangten nicht mehr davon, als die Bildungsschicht, in der sie lebten, ihnen mühelos vermittelte. Sie liebten es, die Natur und sich selbst in ihrer unbegreiflichen Einheit zu fühlen, ohne sie zu zerreissen und zu zerlegen. Sie scheuten sich nicht, die Dinge bei ihren alten Namen zu nennen, sofern nur das Gefühl neu war, das sie durchdrang. Das Gesuchte, Geistreiche, die Kristallisationen eines spielenden Verstandes haben nie bei ihnen Boden gewinnen können. Die Frühromantik dagegen hatte Lust an der vornehmen Nachlässigkeit des Gedankenspiels, am Gegensätzlichen, Paradoxen, Schillernden, an der gerühmten Ironie; sie liebte es, ihre Gegenstände nach allen Seiten hin zu wenden und zu drehen, um ihnen jeden ihrer Lichteffekte abzulauschen, dass wir in dem verwirrenden Gefunkel oft nur zögernd die wirklichen Umrisse der Dinge erkennen. Die eigene Persönlichkeit in ihrer Subjektivität, das Individuum überhaupt in seiner Einzigartigkeit und Unersetzlichkeit meinten sie allerorten zu entdecken. Das Universum in seiner gesteigerten Individualität gab ihrem Denken den Inhalt. Sie suchten überall Gegensatz und Antinomie, um sie durch einen dialektischen Sprung oder eine mystische Anschauung zu vereinigen. Nirgends sollte es mehr einen wirklichen Inhalt, ein wirkliches Sein geben, dem sie nicht ihren Stempel, das Zeichen des Lebens, des Organischen und Individuellen aufdrückten. Wie hätte ein an Paradoxieen so reiches Gebilde, wie der Staat es war, ihrer Formulierungs- und Prüfungslust entgehen können.

Und gerade in diesem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts begann die Zeit, da die Inhalte des politischen und staatlichen Lebens gewaltsam hineingeschleudert wurden in die literarischen und philosophischen Fehden, an denen Deutschland so reich war. Es knüpfte sich das Netz des Unheils über

seinem Haupte, das das neue Jahrhundert bis nahe zum Ersticken zusammenzog. Man sah das Geschwisterverhältnis der alten Nationen auseinandergerissen durch einen ungebändigten nationalen Egoismus, der mit den Prätensionen eines allumfassenden Universalismus auftrat, und der entwurzelnde Sturmwind der Revolution fuhr dahin über den mit so viel Kunst, soviel Absicht bebauten und gepflegten Garten des aufgeklärten Absolutismus, dass jeder, der seiner Hände Arbeit liebte und die Bäume, die seine Väter gepflanzt, herbeieilte, zu halten und zu stützen, und sich der Liebe zu dem eigenen Grunde bewusst wurde, auf dem er geboren ward. Die Deutschen, deren Schicksalslosigkeit Hölderlin als Schwäche empfand, wurden plötzlich durch ein mächtiges Geschick aus dem freundlich-patriarchalischen Leben ihrer Staaten hineingezerrt in den europäischen Kampf, in die unbekannte Leidenschaft des Nationalhasses, und gelangten endlich dazu, ihrer eigenen nationalen Grundlage gewiss zu werden, auf der die grossen Genien des 18. Jahrhunderts schon bewusst oder unbewusst weitergebaut hatten. Der Geist war da, der Gehalt; aber es fehlte die feste Form, die seine Fülle zusammenschloss, es fehlte die Kraft, die mächtig war, alle Hemmungen, alle Unterdrückung abzuwehren, alle nationalen Gliederungen zu einem gemeinsamen organischen Leben zu verbinden, es fehlte der Staat.

Diesen Staat nun mit allem Grossen und Gewaltigen, was er in sich trug, mit seiner Möglichkeit, alles in sich zu begreifen, diesen Staat hatten die Romantiker bei ihrer Entdeckungsreise durchs Universum aufgefunden. Für diesen Staat hatten die ungeheuren Umwälzungen des vergangenen Jahrzehnts ihnen die Augen geöffnet, seine Zukunft enthüllte sich mit einem Male ihren Blicken. Sie wollten die Seher sein, die ihn verkündigten als den, der kommen musste. Novalis, der feinste, eindringlichste dieser Propheten, überträgt die Losung der Zeit, Individualität, auf den Staat:[1]) er wird den zur Herrschaft ringenden Mächten der Revolution um so erfolgreicher Widerstand leisten, je schärfer seine Individualität

[1]) Novalis Schriften (red. von Minor), 2, 151, „Ein Regent kann für die Erhaltung des Staats in den jetzigen Zeiten gewiss nicht zweckmässiger sorgen, als wenn er ihn möglichst zu individualisieren sucht".

ihnen gegenüber ausgeprägt ist. Er soll das übermenschlich grosse Individuum sein, in dem all die menschlichen Individualitäten sich bewegen, das den Mittelpunkt all ihrer Bestrebungen ausmacht.

Einstweilen gaben sie sich damit zufrieden, aus den unvollkommenen Ansätzen, die sich hier und da vorfanden, ein Ganzes zu konstruieren, ihm den Königsmantel des Ideals umzuhängen und ihre Andacht vor ihm zu verrichten. Sie haben ihre Ideen immer nah an der Schwelle des Verstandes angebaut und ihre proklamierte Mystik durch geistreiche Einfälle und Paradoxieen gleichsam verweltlicht und rationalisiert. Die jüngere Generation aber, deren Knabenjahre die ersten grossen nationalen Kraftäusserungen des Nachbarlandes gesehen hatte, deren Jünglingszeit schon den traditionellen Kosmopolitismus der Deutschen im Welken fand, nahm sich um so mehr der vernachlässigten Gefühlsseite an. Hatten die Aelteren ihr Augenmerk vornehmlich auf den Staat gerichtet, ein Gebilde, das dem Verstande begreifbar ist, so schrieben die Jüngeren Volk nnd Vaterland auf ihre Fahne und sammelten eifrig nach wissenschaftlichen Beweisen der Vergangenheit, um diese Begriffe in ihrem ganzen Umfang von Geist und Empfindung wieder herzustellen. Die ersteren reizte es, das Verhältnis der Menschen zum Staat zu untersuchen, sodass der Nachdruck auf dem Menschen, dem Individuum, blieb und der Staat nur in seltenen Augenblicken das Uebergewicht hatte; die letzteren beschäftigte vielmehr das Verhältnis des Einzelnen zum Volk, zur Nation, aus der er geboren ist, und bei ihnen lag der Schwerpunkt in der Nation, die sich in den einzelnen Repräsentanten darstellte. Sie überliessen ein Stück der von jenen errungenen Position, die Empfindung für das Wesen des Staates, fremden Händen, um sich an einer neuen Seite zu befestigen. War im 16. Jahrhundert das Volk wirklich ein Ganzes gewesen, so hatte die Aufklärung allmählich die Bildung zum Eigentum einer Klasse gemacht. Jetzt wechselt der Akzent. Von der Höhe des rationalistischen Wissens sinkt er hinab in die Tiefen des natürlichen Seins. Der Rationalismus muss selbst helfen, das Gefäss zu bilden, in dem der neue Geist die Schätze seiner unerschöpflichen Produktion anhäuft,

und das abstrakte Gebilde der volonté générale mit seinem winzigen Ansatz zu einer Sozialpsyche,[1]) erscheint, scheinbar plötzlich, in den Händen der historischen Schule ausgereift zu einem vollständigen Volksgeist. Es lässt sich, wenn man genauer hinsieht, wohl verfolgen, wie der Homunkulus zum Menschen wuchs, wie er von Hand zu Hand weitergegeben, stets um einen Atem Leben, um eine Linie Individualität sich steigerte. Er wurde zu einem Wesen aus geschichtlicher Realität und mystisch verschwimmender Empfindung geformt, der Inbegriff und Erzeuger aller Kraft und alles Genies, in der besonderen Gestalt der Nationalität gross und einzig und ewig. Herder und die Romantiker hatten ein besonderes Organ ausgebildet, um es in jedem Augenblick seines Seins und Werdens zu begreifen, den „historischen Sinn". Und dieses Volk, die eigene Nationalpersönlichkeit, wie sie sich auf diesem besonderen Boden, dem vaterländischen Boden, entwickelt hatte, galt es zu erforschen und in seiner geschichtlich-natürlichen Gestalt darzustellen. Alles was in Leben, Kunst und Wissenschaft im Laufe der Jahrhunderte gereift war, sollte nun einen besonderen Akzent erhalten, eben durch die bewusste Beziehung auf den Grund alles erscheinenden Wesens, auf die Nation, auf das Vaterland.

Wenn jetzt eine nationale Poesie verlangt wurde, so hatte es nicht mehr den spöttischen Klang, mit dem noch Friedrich Schlegel 1797 bei der Charakterisierung der mannigfachen Arten von Unterhaltungspoesie auch eine Rubrik „Nationalpoesie für die Dilettanten der Deutschheit"[2]) einrichtete. In diesen Jahren, da Napoleon „die Tenne fegte", war es ihnen Ernst mit der Deutschheit geworden. Von dem grossen Ereignis der Revolution hingerissen, die die Sache der Menschheit vor „dem Richterstuhl der Vernunft anhängig" zu machen schien, hatte noch Schiller sagen können, dass das „vater-

---

[1]) Ed. Spranger „Humboldt und die Humanitätsidee" 1909 S. 11, sieht in der volonté générale „nicht nur das normative Kriterium der Kantischen Ethik, sondern auch die Gedanken des Volksgeistes vorgebildet".

[2]) Friedr. Schlegels prosaische Jugendschriften, herausgegeben von Minor, 1, 97.

ländische Interesse nur für unreife Nationen wichtig“[1]) sei. Ihn riss sein philosophischer Geist fort von der Beschränktheit der Nationalbegebenheit zu den grossen Fortschritten der Gattung. Aber der schon von Wahnsinn umdämmerte Hölderlin lehrte es die deutschen Dichter, dass „unsere Dichtkunst vaterländisch“[2]) sein muss. Aug. Wilh. Schlegel hatte dies Vermächtnis begriffen, als er an Fouqué im März 1806 schrieb: „Wir bedürften einer durchaus nicht träumerischen, sondern wachen, unmittelbaren, energischen und besonders einer patriotischen Poesie“,[3]) wenn ihm auch die Kraft fehlte, sie selbstständig zu schaffen. Die Jüngeren wiederholten es in mannigfachen Variationen, doch kaum einer mit solcher Begeisterung wie der junge Achim von Arnim in jedem Worte des kleinen Aufsatzes, welchen er im Januar 1805 dem ersten Bande des Wunderhorns vorausschickte. Es ist der Ton, der sein ganzes Leben lang durch seine Werke hindurchklingt, sei es, dass er die alten Lieder seines Volkes sammelte oder ein Stück der modernen Kultur desselben zu erfassen suchte, dass er die Wiege des neuen deutschen Geistes, das noch von romantischem Schimmer umgebene Reformationszeitalter, schilderte oder die tiefe Kluft, die zwischen den alten revolutionsliebenden Rationalisten und den Hallerschen Ultras gähnte. Und kaum dass er eine Rezension oder einen Zeitungsartikel verfasste, in die er nicht irgend eine kluge Bemerkung über Staatsverfassung und Zeitgeschichte hineinflocht. Durch ihn hindurch führen die Fäden von der universalistisch gebildeten Frühromantik zur späteren politischen Dichtung. Freilich nie in der aktuell-agressiven Form hat er gedichtet wie diese, die „Pfeile des Geistes in die Zeit hinausschicken“ wollte, „um das Volk der Deutschen aufzuregen und aufzuschütteln.“[4]) Das Aufregen und Angreifen war nicht seine Art. Lieber mochte er beruhigen und sammeln und durch Umsetzung seiner Welt- und Staatsansicht ins Kunstwerk auf die Schwachen und Schwanken-

---

[1]) Schillers Briefe, herausgeg. von Jonas, 2, 343. 13. Okt. 1738.

[2]) Hölderlins Werke, herausgeg. von Böhm, 3, 294.

[3]) A. W. Schlegels Werke, herausgeg. von Böcking, 8, 144.

[4]) Mundt, Moderne Lebenswirren, zitiert bei Lamprecht, deutsche Geschichte 10, 474.

den kräftigend wirken. Sein Verständnis für die wissenschaftlichen und politischen Probleme seiner Zeit macht ihn zu einem der bedeutendsten aus dem Kreise der späteren Romantik. Er fand einen praktischen Uebergang von dem Staatsmystizismus der einen zum Volksmystizismus der andern; und er vermochte es, bei aller Leidenschaft zu der Traumherrlichkeit der Vergangenheit, dem gegenwärtigen, wirklichen Leben seine Liebe nicht zu entziehen. Gewiss war der Weg nicht immer leicht gefunden aus der „mondbeglänzten Zaubernacht" und dem milderen Sonnenschein der Dichterwelt zum scharfen unerbittlichen Licht des politischen Tages, und nicht allen aus dem Kreise seiner Dichterfreunde gelang es in gleichem Masse, einen inneren Ausgleich herbeizuführen.

Da war Brentano, ein schwankes Rohr in den Stürmen des Lebens, selber „wie ein Gedicht", ein „Objekt der Poesie", von unendlicher, unüberwindlicher Subjektivität, scheu zurückweichend vor der Brutalität des Volkskrieges, weder dem Riesengeschick der Völker, noch dem eigenen Menschenschicksal gewachsen. Da war Fouqué, ein echter adliger Offizierscharakter, kampfesfreudig und diszipliniert, eifrig tätig für die kriegerische Erweckung des Vaterlandes, aber allzu unselbstständig, allzu begrenzt durch ein ausgeprägtes Standesgefühl, das ihn später ins Lager der schwärzesten Reaktionäre führte. Und Heinrich von Kleist, ein zu grosses, zu eigenartiges und wildes, zu früh verlöschtes Talent, um nicht im Kreise der Romantiker eine ganz besondere Stelle einzunehmen. Alles was ihn bewegt, ergreift ihn bis zum Extrem, wie konvulsivische Zuckungen. Es ringen sich die Worte aus ihm heraus, fast qualvoll in ihrer Wucht und Intensität und Gedrungenheit. Auch seine Vaterlandsliebe war nahe daran, zum Aeussersten zu greifen und den fleischgewordenen Teufel, der sein Land mit Füssen trat, aus der Welt zu schaffen. Ob er Preussen so heiss liebte oder Deutschland und welches die erste Stelle in seinem Herzen besass, wer will es wissen und wägen? Preussisch war die ruhmvolle Kette seiner Ahnherrn, preussisch das starke Gefühl, das ihn dem Thron verband. Aber als er auf den böhmischen Schlachtfeldern umherirrte, war sein Traum Deutschland, das wiedervereinigte, freie Deutschland, unter

dem alten Oberhaupt, dem „guten Kaiser Franz“. Legitimität brauchte diesem Romantiker nicht erst gepredigt zu werden, sie verstand sich ihm von selbst. Ueber dem Unzulänglichen leuchtete ja die Idee des unsterblichen Kaisertums. Und was war weiter zu denken und zu lehren in dieser Zeit der Not als Hass gegen den Landesverderber und seine Horde. Nur keine humanen Gewissensklauseln; ruhig alle in Bausch und Bogen verdammen, das erhielt dem Gefühl die Stärke, die es brauchte, um jeden Augenblick vernichtend losbrechen zu können. Es erhielt ihm auch die Stärke. Nur wie es nach aussen allzulange den Ausgang verschlossen fand, frass es sich nach innen durch, und er erlebte den Tag der Hermannsschlacht nicht mehr, weil er die Glut des heimlichen Lebens nicht länger ertragen mochte.

Und nun Arnim. Er war kein Grübler, kein Heimlicher und Hintersinniger, er schaute die Dinge der Welt klar und vorurteilsfrei mit dem originellen Einschlag einer ausgesprochenen, selbständigen Künstlernatur. Das Dämonische, Problematische, das verzweifelte Suchen nach sich selbst, nach einem festen inneren Halt fehlte gänzlich in seinem Charakter. Da ist Einfachheit, Sittlichkeit und innere Sammlung wie bei den Männern der historischen Schule, den Savigny und Grimms. Er war Deutscher, er war Preusse, er war Edelmann und Dichter. Und wollte es alles sein, ohne eines von ihnen, ohne seinen ganzen Menschen zu verkürzen, wollte eines dem anderen dienstbar machen, alles zusammenklingen lassen in der Einheit der Persönlichkeit.

Gewiss reicht er an das Genie eines Stein nicht heran; auch neben dem trotzig junkerhaften, ursprünglichen Preussentum eines Marwitz mag Arnims Aeusserung, so viel ungebändigte Romantik auch seine Kunst durchspielt, zu gemässigt, zu klassisch ruhig erscheinen. Doch ist er auf der einen Seite der kleinen Gruppe freigesinnter Adliger einzureihen, welche Steins der Entwicklung vorgreifende Ideen von Selbstverwaltung und Volkstätigkeit teilte. Diese sollte nicht etwa den Bürger isolieren und selbstgenügsam mit eigener Freiheit zufriedenstellen, sondern ihn erst zu wahrer Staatsgesinnung, zu wahrem Staatsbürgertum erziehen. Auf der anderen Seite wetteiferte er mit

Marwitz an urwüchsiger preussischer Staatsgesinnung, die von allen weltbürgerlichen, grossdeutschen Anwandlungen frei, Deutschlands Heil nur durch Preussens Kraft erwartete. Er hatte im Freundesverkehr mit Savigny und den beiden Grimms an das Wunder der historischen Entwicklung, an das geheimnisvolle Weben des Volksgeistes glauben gelernt, ohne doch wie Savigny seiner Zeit mit übergrosser Vorsicht die Berechtigung zu selbständigem, bewussten Schaffen abzusprechen,[1]) oder wie Jakob Grimm ihren Wünschen, ihren Wandlungen vorwurfsvoll und ablehnend sich entgegenzustellen.[2]) Er war Dichter und musste oft eine andere Ausdrucksweise für seine Ueberzeugung suchen als die im politischen Leben Tätigen und Mitwirkenden.

Ein Geist, der nicht zu den ganz Grossen, den Führenden gehört, deren Ansichten und Willen sich einer ganzen Gruppe mit unwiderstehlicher Gewalt aufdrängen, der aber selbständig genug denkt und fühlt, um alle Eindrücke seiner Natur gemäss umzubilden, lässt sich nicht in ein Schema hineinpressen und auf einen Nenner reduzieren. Spuren mannigfacher Richtungen werden wir in ihm wiederfinden, wenn auch alle den einen Stempel seines Wesens tragen. Wir wollen zeigen, wie sich Arnim, dieser Romantiker, gegenüber dem neuauftauchenden, lebenerfüllten Staats- und Nationalgedanken verhält, der, durch das Erwachen des geschichtlichen Interesses beeinflusst und begründet, als eine Synthese von Gegenwart und Vergangenheit empfunden wurde. In dieser Synthesis erfüllte sich zugleich eine Vereinigung von langher vorbereiteten theoretischen und neuen praktischen Forderungen. Wir wollen darstellen, welche Ansichten über das Volk und seine Geschichte, die Materie des Staats, sich in den Persönlichkeiten ausbildeten, die Arnims Entwicklung nahe standen, und welche Art von Synthese sich für ihn daraus ergab. Ebenso werden wir versuchen, die politischen Richtungen der Zeit durch ihre Hauptvertreter zu charakterisieren und Arnim zu ihnen in Beziehung zu setzen.

---

[1]) 1814 im „Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung".

[2]) Seine Bevorzugung des Epos, wogegen er den Roman für einen „Irrtum" hält. Brief a. Arnim, 12. 10. 1817, bei Steig, „A. v. Arnim und die ihm nahe standen", Bd. 3, 1904, Seite 399. In den „Rechtsaltertümern" Bd. 1, Einl. S. XV, preisst er das alte Gerichtsverfahren gegenüber dem neuen.

Zweites Kapitel.

Ueber Leben, Charakter und Werke Arnims.[1])

Was sind Meinungen und Gedanken ohne den Menschen, der sie dachte, ohne sein Leben, das sie entwickelte. Sie zerflattern ohne Einheit des Stammes und Bodens wie abgerissene Blätter im Winde. Sie zerfliessen im gewaltigen Strom der Zeit. Ein wenig Menschliches, ein wenig Erlebtes bringt sie uns näher und mildert die Schärfe der Kritik.

In kürzeren Umrissen wollen wir Arnims Leben und Wesen zeichnen, ehe wir uns der rein gedanklichen Untersuchung zuwenden.

---

[1]) Die ausgiebigste Quelle für Arnims Leben und Persönlichkeit sind seine Briefe, zum Teil veröffentlicht in dem biographischen Werke von R. Steig, Achim von Arnim und die ihm nahe standen. Band 1 enthält den Briefwechsel mit Clemens Brentano von 1801—1815 1816, Band 3 den Briefwechsel mit den Brüdern Grimm von 1808 bis zu seinem Tode 1831. Band 2, der den Briefwechsel mit Bettina bringen soll, fehlt noch. Diesem Werke sind auch die biographischen Daten entnommen. Einige Briefe von Görres sind gedruckt bei Görres, Werke, Bd. 8 und 9. 2 Briefe an Savigny herausgegeben von R. Steig, Zeitschrift für Rechtsgeschichte, germ. Abt. XIII, 227 ff.

Arnims Werke sind nach seinem Tode in 22 Bänden herausgegeben von W. Grimm; aber die in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Rezensionen und Aufsätze sind nicht dabei. Diese sind zum Teil gesammelt und herausgegeben von Geiger in den Berliner Neudrucken, 3. Serie, Bd. 1 „Unbekannte Aufsätze" von Achim von Arnim 1817—20. Ueber seine Rezensionen in den Heidelberger Jahrbüchern 1808—1811, vgl. R. Steig, „Zeugnisse zur Pflege der deutschen Literatur in den Heidelberger Jahrbüchern". (Neue Heidelberger Jahrbücher, S. 180 ff.) Ueber seine Mitarbeit am „Preussischen Korrespondenten" vom 1. Oktober 1813 bis 31. Januar 1814, vgl. Steig 3, 274, am „Rhein. Merkur" a. a. O. 318 f. 355 und an anderen Zeitschriften, vgl. das Register bei Steig Bd. 3.

Im Jahre 1781 wurde Achim von Arnim als der zweite Sohn eines der zahlreichen märkischen Arnims geboren. Damals bewirtschaftete der Vater seine Güter selbst; früher war er einmal am Hof des grossen Königs „Directeur des spectacles“ gewesen, woher denn der Sohn wohl seine Vorliebe fürs Theater geerbt haben mag. Da die Mutter bei seiner Geburt starb, so wurden die Brüder bei ihrer Grossmutter Frau von Labes in Berlin erzogen. Aus dem Gymnasium entlassen, studierte Arnim 4 Semester in Halle, wo er neben dem fröhlich-sorglosen Studentenleben sich mit Jura und Philosophie, besonders intensiv aber mit Chemie und Physik beschäftigte. Ein weiteres Studienjahr verbrachte er in Göttingen und lernte dort seinen Herzensfreund und späteren Schwager Clemens Brentano kennen. Auch durfte er dem bewunderten Weimarer Altmeister der Poesie freundlich nahetreten und begann jetzt überhaupt sich der literarischen Arbeit zuzuwenden. Den Zwanzigjährigen schickte die Grossmutter mit dem Bruder auf die obligate Bildungsreise, den grand tour der jungen Edelleute durch Europa. Da sah er Süddeutschland und Oesterreich, schwärmte mit dem Freunde auf einer seligen Rheinreise und kam weiter ins Ausland nach der Schweiz, nach Frankreich und England. 1805 genoss er den köstlichsten Sommer in Heidelberg mit Brentano in gemeinsamer Arbeit am Wunderhorn. Als er im Dezember nach Preussen zurückkehrte, geschah es in dem Gedanken, sobald wie möglich seine literarische Arbeit an der Seite des Freundes wieder aufzunehmen. Da brachte der Krieg plötzlichen Stillstand in all das jugendlich fröhliche Wirken und Leben. Nach Königsberg wurde er verschlagen, wie alles was zu preussisch dachte, um im okkupierten Lande zu bleiben. Doch allerlei Freundesstimmen riefen ihn, als der Friede die Strassen öffnete, an den Rhein zurück nach Heidelberg.

Ein Brief Creuzers aus der Heidelberger Zeit schildert den jungen Weltbejaher. „Arnim redet wenig; was er sagt, ist heiterer Scherz. Aber im Stillen, wenn ich so ihm seitwärts glug, habe ich mich an seiner Erscheinung geweidet. Zuversicht und Kraft sind ihr aufgeprägt. Es ist doch was Herrliches um dies kräftige Auftreten auf dem Erdboden, um dies heitere klare, feste Blicken in die Welt hinaus, wie wenn

sie einem dienen müsste. Sehen Sie, das vermag Arnim, und zwar ohne gesuchte Kraft, ohne Brutalisieren, sondern so, dass die Kraft freundlich ist und gemildert und folglich schön. So soll der Mann sein.“[1]) An der Kraft und Harmonie dieses Wesens hoffte das zerrissene Gemüt Clemens Brentanos zu gesunden. An seiner Freiheit und Offenheit, an seinem klaren Wirklichkeitssinn, der gerade in den Briefen nach Weimar so frisch und klug zu reden weiss, hatte Goethe seine Freude. Das war keiner, der mit eingebildeten Ungeheuern kämpfte, keiner, der die Welt zerstörte durch eigensinniges Wühlen in dem, was ewig unbegreiflich bleibt. Da fand Goethe manche Eigenschaften, die er in sich selbst besass und kultivierte. Um so mehr aber war er von seinem klassischen Standpunkt aus erstaunt und enttäuscht, als er bemerkte, dass die Natur hier den Menschen und den Künstler zu einem seltsamen Centauern verbunden hatte, als sich dieser gradsinnige, humorvolle, freiblickende Mensch in seinem Künstlertum doch als ausgesprochener Romantiker entpuppte, und aus jedem seiner Werke, es mochte noch so vernünftig und geordnet beginnen, mindestens zum Schluss noch ein kleines Schwänzchen des romantischen Teufels hervorguckte. Und so liegt auch hier in dem scheinbar ganz Unproblematischen doch wieder ein Problem verborgen, in der Doppelnatur des Realisten und des Phantasten, wie es bei vielen dieser spätromantischen Dichter vorhanden ist, die im täglichen Leben, in Geschäften ganz geordnete, vertrauenswürdige Menschen waren, nur dass sie sich von Zeit zu Zeit durch einen kleinen Geisterritt nächtlicherweile erholen mussten. Am extremsten aber fiel es bei dem Herrn Kammergerichtsrat Hoffmann in die Augen, welcher, nachdem er gewissenhaft und pünktlich seine Akten über die unerfindlichen Demagogen etc. erledigt hatte, die seltsamsten und unwirklichsten Geschichten ganz wirklich erlebte. Der konnte die Spukgeister bald nicht mehr aus seinem Leben bannen, und sie trieben oft zu recht ungelegener Zeit ihr Spiel mit ihm. Arnim aber bleibt Herr über sie, und nur auf besondere Erlaubnis dürfen sie aus ihrem Versteck hervor-

[1]) Fr. Creutzer u. Car. v. Günderode, Briefe u. Dichtungen, herausgegeb. v. E. Rohde, Heid. 1896, S. 48, Brief vom 11. Juni 1805.

schwirren und allerlei närrisches Zeug aufführen. Im wirklichen Leben wurde er Landwirt, ein richtiger Landwirt, lernte rechnen mit des Tages Sonne und Regen und merkte bald, dass der menschliche Wille nur Mässiges und Geringes und nur allmählich den Begebenheiten des Bodens und des Himmelsstriches abgewinnen kann. Aber dort im Lande der Dichtkunst will sich der autonome Geist an der Gebundenheit des Lebens rächen. Dort stolpern wir manchmal über das „nach allen Seiten hin transzendieren“,[1]) wie Goethe es ärgerlich nannte. Dort darf geschehen, was nie geschah, und die Wirklichkeit ragt in das bunte Gebären von Gestalten und Dingen oft nur hinein wie dunkle Bergspitzen in die ewige Bewegtheit und Wandelbarkeit luftiger Wolkengebilde. Doch fehlt sie nie, und je älter er wird, um so mehr ist er geneigt, der Phantasie die Flügel zu beschneiden und die Wonne der ungehemmten Geistesbewegung der Schwere des Tatsächlichen zum Opfer zu bringen.

Wenn wir mit der Romantik das Gefühl von etwas Träumendem, Theoretisierendem, Wirklichkeitsabgewandtem verbinden, so ist dieses nur teilweise berechtigt. Unter den Frühromantikern schon zeichnet sich Novalis durch praktische Arbeitsfähigkeit aus, und im Kreise der Spätromantik finden wir eine ganze Reihe von Dichtern, die sich an dem blossen Schriftstellerdasein nicht genügen lassen, sondern sich ein Tätigkeitsfeld im wirklichen Leben suchen. Auch Arnim hielt es nie bei der blossen Betrachtung fest. Es drängte in ihm nach Tat, nach einem Wirken in der Gegenwart. Fichtes Überzeugung: „Handeln, handeln, das ist es, wozu wir da sind“, war auch für ihn gesprochen. Er begriff Savignys leidenschaftslose Gelehrtennatur nicht, suchte ihn immer wieder in die Praxis zu stossen, weil er meinte, dass dort seine Gaben, seine Studien unmittelbar wertvoll sein müssten. Handlung, wo er sie sah, interessierte ihn. Meinte er doch auch zum Dramatiker geboren zu sein, ob ihm gleich im Fortlauf der Arbeit die Unmittelbarkeit des Anfangs immer verloren ging und seine romantische Art, den Rahmen nur an drei

[1]) a. Arnim 23. Februar 1814, Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 14, 150.

Seiten zu schliessen, während das Bild an der vierten in den Himmel wächst,[1]) für das Drama am wenigsten geeignet war. Ihm lag immer mehr am Tun selbst, an den Dingen selbst, als an der Kritik derselben. Gegen ihre Notwendigkeit konnte er sich nicht verschliessen, obgleich er sehnlich wünschte, dass die Menschen weniger empfänglich wären für die Härten und Schärfen, die Lücken und Fehler der Dinge und von selbst mit grösserem Eifer das Gute und Einzigartige in ihnen aufsuchten. Wenn Kritik nun aber einmal sein musste, so sollte sie nicht überall zersetzend und zersplitternd wirken und das Dasein zum Nichts, zum Chaos herabdrücken, sondern ein „Hinführen zum Anerkennen“[2]) müsste sie sein, denn „das Anerkennen ist das Allerhöchste was der Mensch erreichen kann und das Tadeln das Allerschlechteste. Das Bessermachen ist gewiss nur auf dem Wege des Anerkennens zu erreichen.“[3])

Arnims grösste Produktivität fällt in die Jahre 1809 bis 1813 in dem Kreise Kleists und der Berliner Romantik, die Zeit seiner Verlobung und Vermählung mit Bettina Brentano. 1809 erschien der „Wintergarten“, zwei Bände Novellen, teilweise alte umgearbeitete Stoffe; 1810 unter dem Einfluss von Goethes „Wahlverwandtschaften“ der Zeit- und Sittenroman „Gräfin Dolores“; 1811 das Studentenspiel „Halle und Jerusalem“ mit den lustigen Erinnerungen aus seiner hallischen Sudentenzeit, aber auch einem schweren Tribut romantischer Phantastik und Zügellosigkeit des Plans; 1812 wieder ein Band seiner besten Novellen; endlich 1813 der erste Band seiner Schaubühne, zum guten Teil patriotische und volkstümliche Stoffe in neuer Bearbeitung. Auch seine „Päpstin Johanna“, welche erst im Nachlass erschien, war im November 1812 fast vollendet.

In den Jahren nach den Freiheitskriegen, wo die Anregung des literarischen Kreises fehlte, wo er die Verwaltung seiner Güter selbst in die Hand nehmen musste und bald eine ganze Reihe kleiner Siegmünder, Freimünder und Schreimünder, wie Görres neckend sagte, ihr Recht forderte, fühlte er sich

[1]) W. Grimm in der Kritik der „Kronenwächter.“ Kleine Schriften 1, 299.

[2]) Trösteinsamkeit S. 306.

[3]) Unbekannte Aufsätze, herausgegeb. von L. Geiger. Berl. Neudrucke 3. Serie Bd. 1, S. 99.

von den literarischen Fehden, ja selbst von literarischer Tätigkeit mehr und mehr abgezogen. Dazu kam die Verstimmung des Dichters, der kein Echo fand in der Menge, die allzusehr beschäftigt war, sich ihre ruhigen Lebensverhältnisse aus der allgemeinen Zerrüttung zurückzuretten. Es ermüdete so, immer wieder ins Leere hineinzurufen, wenn er auch das Vertrauen zu dem Recht seiner Sache nicht verlor und anfangs sich aufbäumte gegen die Nichtachtung, das Totschweigen. Aber man wollte ihn nicht, man brauchte ihn nicht; er sah das ein und resignierte. Resignierte wohl, aber verzagte nicht. Er konnte nicht an sich zweifeln, auch jetzt nicht, als ihn die Welt fallen liess, weil die harmonische Notwendigkeit seines Wesens ihn bewusst oder unbewusst jedem fremden Urteil gegenüber stützte und befestigte. Dass Optimismus und Weltbejahung eine Hauptkraft seines Charakters war, wusste er selbst so gut wie seine Freunde. Nicht ein flacher Optimismus, der sich gegen die Schwere und die Dunkelheiten des Lebens eigenwillig verschliesst, aber ein hoffender, jugendlicher, lutherischer, voll Vertrauens, dass es ihm doch gelingen muss, mit stetig treuer Arbeit den Feind zu überwinden. Zur eigenen Freude setzte er die poetische Wirksamkeit fort, kaum noch eine Ermutigung von aussen erwartend. Das ist die Stimmung, die die Einleitung zu den „Kronenwächtern“[1]) durchklingt. Sie selbst aber sind keineswegs elegisch gefasst, sondern strotzen von Kraft und Leben und Humor. Und doch scheiterte er wieder durch den Mangel an Disziplin, der für die romantischen Dichtungen so charakteristisch ist. Sie konnten sich nicht beschränken.

Einige Zeitschriften brachten noch ein paar Novellen von ihm (W. Bd. 9, 10), die zwei weiteren Bände seiner Schaubühne wurden erst mit dem Nachlass gedruckt (Bd. 18, 20). 1826 erschien als letzte öffentliche Aeusserung seiner dichterischen Tätigkeit ein Band Novellen, „Landhausleben“ betitelt (Bd. 15), in denen wieder mancher Faden eingewebt war von Gegenwart und Politik. Denn auch ihn nahm das politische Leben stark in Anspruch. Zwar empfand er auch hier bitter

[1]) Werke Bd. 3 u. 4. 1. Band 1817, 2. Band unvollendet, erst in den gesammelten Werken gedruckt.

das Seitabstehen, das Brachliegen eigener Fähigkeiten, die er dem allgemeinen Wohl hatte widmen wollen. All diese Jahre sind erfüllt durch die Sehnsucht nach einem grösseren öffentlichen Leben, nach einem Mitwirken und Aufbauen. Aber es war bekannt, dass er sich nicht modeln und regieren lassen würde; so wurde er übergangen. Er blieb also Landwirt, streifte äusserlich ganz den Romantiker ab und erscheint in späteren Beschreibungen nicht viel anders als andere Landjunker auch, ein hochgewachsener Mann, ein wenig stark, mit gebräuntem Gesicht, der sich über Getreidepreise, Landmeliorationen und die neueste Gesetzgebung unterhält. Zwischen den literarischen Themen finden wir in seinen Briefen manche halb launige, halb resignierte Bemerkungen über seine Arbeit als Gutsherr, über Hausbauten, Brennerei, Abzugsgräben und alle geliebten Tiere, mit denen er brüderlich zusammenlebt und von denen sich manches Märchen sagen liesse. Gewiss kein leichter Weg bis dahin, und im Geheimen, Innern viele Rückfälle und Festhalten der alten Ideale vor den wenigen Vertrauten, mit denen er trotz Entfernung und Auseinanderwachsen die Freundschaft aufrecht erhielt. 1831 starb er noch nicht fünfzigjährig auf seinem Gute Wiepersdorf am Herzschlag.

In dieser Zeit des Autoritätsbedürfnisses, der mystischen Heiligung und der Bekehrungen ist Arnim seinem Luthertum immer treu geblieben oder wuchs auch wohl zu Zeiten darüber hinaus wie der Hohenstaufe Anton in den „Kronenwächtern." Dann trat die Kunst an die erste Stelle und schuf ihm die Einheit mit der Welt, die „auch nur für einen Augenblick gewonnen, nicht bloss ein Bild der Ewigkeit darstellt, sie ist es selbst und erfüllt jede Ahnung der Liebe, der Jugend und des Frühlings "[1]) Was der Katholik Görres so an ihm ehrte, er blieb Protestant, ohne einen „Hauch jenes scheusslichen, jetzt grassierenden Fanatismus," der von neuem die Religion gegen die feindliche Partei ausspielte. Andere Ueberzeugungen waren ihm verehrungswürdig, wo er ihrer Aufrichtigkeit gewiss war; denn er fühlte, „dass er nicht der

[1]) Werke, Bd. 15, 133.

einzige, nicht der unfehlbare Ausleger höherer Erkenntnisse sei," und hatte nur für Heuchelei und Uebertreibung scharfen Spott. Ueber die modernen Theologen zuckte er die Achseln, jene alten und jungen Rationalisten, die ihr System in der reinen Vernunft begründeten und für unumstösslich hielten. Mochten sie sich wie die Wissenden anstellen, das Unbegreifliche ging auch über sie hinweg. Je älter er wurde, je öfter die Kriegsrufe der politischen und kirchlichen Parteien wechselten wie die Kleidermoden, um so mehr überzeugte er sich von der nur relativen Gültigkeit einer jeden, um so toleranter wurde er gegen die äussere historische Form. Nicht anders stand er dem Katholizismus gegenüber, ob er ihn gleich im Grunde für undeutsch hielt. In dem Entwurf zum zweiten Bande der „Kronenwächter" steht die lakonische Aeusserung: „Schmalkaldischer Bund. Hier entsteht die grosse Trennung von wahren und falschen Deutschen." Da war die eine Hälfte des Volkes von dem grossen, wahrhaft deutschen Prinzip freier Forschung, freien Glaubens abgefallen.

Arnim kann im Kunstwerk seinem Gefühl, will seiner Theorie nach nicht von der Gegenwart abstrahieren. Jedes ist ein neuer Versuch den spröden Stoff künstlerisch zu bezwingen. Oft genug aber vermag der Strom der Erzählung dem fremden Körper die Leichtigkeit des Schwebens nicht mitzuteilen, er bleibt am Wege liegen oder stellt sich gar hemmend ihrem Lauf entgegen. Wenn die Freunde ihn dann auf die Inkongruenz von Ziel und Werk hinwiesen, so verstimmte ihn wohl sein vergebliches Mühen, das Verkennen seines ernsten Strebens, gerade um der Gewichtigkeit der Sache willen sie durch die gehobene, eindringliche Form des Kunstwerkes zu erhöhen. Er wollte ja der „Wahrheit seiner Erfahrung" die ungebundene Einbildungskraft zum Opfer bringen.[1])

Bei den Forderungen absoluter Vollendung, die die Kunst stellen muss, wird es immer schwierig sein, ein fehlerhaftes oder unabgeschlossenes Werk mit der guten Absicht zu entschuldigen, wie es uns in allen ethischen Fragen, die ihrer

[1]) Steig „Achim von Arnim und die ihm nahe standen" Bd. 3, Stuttg. und Berl. 1904, Briefe an die Brüder Grimm.

Natur nach ewig mit einem Erdenrest behaftet bleiben und des höchsten Abschlusses entbehren, selbstverständlich scheint. Vom Standpunkt des Biographen, des Historikers jedoch, der in erster Linie um das Verständnis des Menschen und seiner Bestrebungen bemüht ist, die sich in dem künstlerischen Produkt wiederspiegeln, ist ein Eingehen in die Absicht, eine gleichsam ethische Beurteilung auch des Kunstwerks nicht zu umgehen. Und bei Arnim kommen wir manchmal an diesen Punkt, wo wir nur noch ihn oder den Stoff, nicht mehr das Kunstwerk erfassen. Ihm fehlte die Leichtigkeit und Paradoxie des Geistes, die es Novalis ermöglichte, auch da zu poetisieren, wo die vergangene Generation nur schweren Ernst oder nüchterne Trockenheit gesehen hatte. Freilich auch diesem ist es nur in Fragmenten, in „Blütenstaub“ gelungen; ein zusammenhängender politischer Roman wäre gewiss am wenigsten seine Sache gewesen. Dagegen hat Arnim sich in seinen „Kronenwächtern“ die Aufgabe gestellt, das Ganze auf einem politischen Hauptgedanken aufzubauen, der auch poetisch genug war, um ganz in das Werk einzugehen: es ist die Idee des deutschen Kaisertums.

Man kann sich keine grössere Verschiedenheit denken als die Art des „Ofterdingen“ und der „Kronenwächter“,[1]) die als die zwei bedeutendsten Romane der beiden Generationen in der Unbegrenztheit des Plans, in der Problemlösung durch ein Märchen und manches andere romantische Spielzeug wohl zum Vergleich geeignet sind. Die Verschiedenheit der Ausführung konnte nicht geringer sein als die grosse Verschiedenheit dieser beiden Edelleute selbst, der zarte, träumerische,

[1]) Arnims Urteile über Novalis Steig 1, 41, 1802, wo er den Ofterdingen „nach seinem ganzen Wesen recht mittelmässig ja elend“ findet, „wenngleich Manches einzelne schön ist.“ „Ist wohl eine Novelle darin, die so schön wäre wie die Dutzenden im Lowell? Das dummgelehrte Bauerngeschwätz allenthalben, das Märchen mit seiner Langweiligkeit, wenn man es nicht erraten kann, und mit seiner Unbedeutenheit, wenn man es nicht weiss.“ S. 66, 1803. „Doch ist seine Verlassenschaft an Fragmenten sehr merkwürdig; es ist, als sehe man in ein vom Schweinemetzger geschlachtetes und am Boden ausgespanntes Universum, und bei jedem Gedärm eine Nummer und über alles ein Register — es ist ein ängstliches Buch.“

schwer erkennbare Novalis, der mit dem Uebersinnlichen auf vertrautem Fusse lebte, sich aus eigener Kraft ins Jenseits sublimieren wollte und den esprit und die Paradoxie liebte wie seine Genossen; dagegen der gerade, unkomplizierte, charaktervolle Arnim, der im realpolitischen Leben real Interessierte. Aber es ist nicht nur die Andersartigkeit der Charaktere, sondern nicht minder die Verschiedenheit der Generationen, der Unterschied der anderthalb Jahrzehnte, welcher aus ihnen spricht. Beide wählen eine historische Zeit als Hintergrund: bei Novalis verschwimmt sie schon, da sie kaum noch angedeutet ist, ins allgemein Menschliche, nicht durch Lokalität noch Zeit Begrenzte, die Gestalten bleiben schemenhaft idealisiert, da sie ihm seine geringe historische Kenntnis nicht individueller zeichnete und überhaupt die geringe Präzisionskraft seiner Phantasie, da wo es gilt, lebendige Menschen wirken und wandeln zu lassen, ihn hinderte, sie mit festen markigen Knochen auf eine wohlgegründete Erde zu stellen. Bei Arnim bleibt der Hintergrund der Geschichte unwandelbar bestehen. In innerlich angeschauten Bildern zieht das Leben der alten Reichsstadt an uns vorüber mit dem etwas grotesken Humor, der Arnim eigentümlich ist, und vielen individuellen Zügen, denen man ihre Herkunft aus alten Chroniken oder andern zeitgenössischen Urkunden gleich anmerkt. Auch die Verschiedenheit der Weltanschauungen drückt sich charakteristisch in der Zeit aus, die sie zum Schauplatz wählen: Novalis das romantisierte universal-christliche Mittelalter, das er eben in seinem Aufsatz „die Christenheit oder Europa“ schimmernd und traumhaft schön geschildert hatte, Arnim aber die nordische Klarheit und bunte Vielgestaltigkeit des Reformationszeitalters. Liebte er sie doch mehr als die mystische Dämmerung des Mittelalters, dem die christliche Romantik immer neue Kränze wand. Dort lebten seine Helden, freilich auch in den engen Strassen und den dicken Türmen der alten gotischen Städte, aber noch lieber ein lustiges Landsknechtsleben unter freiem Himmel. Dort entsprang der Strom neuer geistiger Kraft, dessen Wellen alles Grosse, Freie und Lebendige bis in die Gegenwart hinein getragen hatten und in der Zukunft tragen würden. In diesem Boden sollte der Held, der

Deutschland einst einte, Wurzel schlagen, in diesen Strom sollte er tauchen und seine Kräfte in sich saugen. Wo Arnim das Mittelalter in einem grösseren Zeitbild schildert, wie in der „Päpstin Johanna", ist es nicht das Mittelalter der grossen christlich-internationalen Verbrüderung Europas oder das Deutschland des Minnesangs, sondern das 10. Jahrhundert mit seiner lateinischen Kultur, seinen Auswüchsen in Sittlichkeit und Glauben, das Rom der Marozia, und als Mittelpunkt die groteske Legende von einem weiblichen Papst, vertieft durch das ethische Problem eines bis zur Selbstvergötterung und zum Verbrechen am Heiligsten heraufgetriebenen Menschen, der in Schande, Verzweiflung und Liebe geläutert wird. Seine Welt- und Menschenbeobachtung und -schilderung bleibt immer präzis, realistisch und objektiv; romantisch verschwimmend ist nur der Plan.

Arnim hat niemals ein System aufgestellt, weder ein wissenschaftliches noch ein politisches, das lag nicht in seiner Natur; aber in sich wusste er für das Lückenhafte und Unvollkommene des äusseren Lebens gar wohl die richtige Ergänzung zu finden. In Wissenschaft und Politik beschäftigte er sich als gründlicher Dilettant mit ausgebreiteten Kenntnissen und reicher Erfahrung und wählte hier wie dort mit sicherem Urteil das ihm Gemässe und Harmonische. Er hätte auch wohl der grösseren Welt manches Gute und Kluge und Eigne darüber zu sagen gehabt; aber seine Art war zu leise, zu vornehm, als dass er sich hätte vernehmlich machen können gegen die Uebermacht der altständischen Sieger in diesen Jahrzehnten der Reaktion, und er musste es häufig erleben, dass das Publikum ihn mit denen zusammenwarf, die er bekämpfte. Wer zu lesen weiss, findet Gedanken über Geschichte, Volk, Staat und Politik überall eingestreut in Briefen, Abhandlungen und Rezensionen, Gedichten und Dramen, Novellen und Romanen. Wir wollen versuchen, aus diesen meist unzusammenhängenden Aeusserungen ein einheitliches Bild zu gewinnen.

Drittes Kapitel.

Volk und Geschichte bei den Romantikern und den Theoretikern des Volksgeistes.

Rousseau hatte den Begriff Volk von jedem Beigeschmack konkreter Kultur befreit, es blieb nur noch die Summe wesentlich gleichartiger Atome, die er von allen übrigen geistigen Funktionen entblösste und allein auf einen ursprünglich vernünftigen Willen reduzierte. Durch die Zusammenstimmung aller dieser Einzelwillen wurde im Sozialkontrakt Staat und Gesellschaft geschaffen und jede ihrer Aeusserungen, Recht, Verfassung, Sitte etc. von ihm abgeleitet. Auf der andern Seite aber hatte schon Montesquieu gezeigt, dass die Menge jener Einzelindividuen eines Volkes durch ein geistiges Band, den esprit général, die Resultante aller natürlichen und kulturellen Einwirkungen, sich zu einem eigenartigen Ganzen verbindet. Herders „Ideen" gaben diesem Gedanken eine umkehrende Wendung, indem er die rückwirkende Kraft dieses „genetischen Geistes", dieses „Nationalcharakters", auf die Gebilde der menschlichen Kultur erfasste. An ihn anschliessend hatten die kunst- und kulturgeschichtlichen Forschungen der Frühromantik zusammen mit dem Einfluss der grossen klassisch-idealistischen Strömung in Kunst und Philosophie dahin gewirkt, diese Summe wesentlich gleichartiger Atome zu dem Inbegriff eines Kulturganzen umzubilden, erfüllt von der Geistesarbeit der Jahrtausende und aus dieser Fülle allem Kraft und Leben spendend, was in seinem Bereich erwuchs. Dieses Volk aber war nun eigentlich nicht mehr mit dem

Verstand, sondern nur noch mit dem Gefühl zu erfassen. eine kalte begriffliche Definition hätte die ganze Fülle des überall mittönenden persönlichen Erlebens getötet. Es liess sich überhaupt nicht mehr Sein betrachten, nur im Fluss liess es sich ergreifen, genetisch, im Wachsen, ein stets werdendes und sich entwickelndes Ganzes wie der Mensch, den jede neue Minute zu einem anderen umschafft.

Da das Volk nun so in den Gang der welthistorischen Entwicklung hineingestellt und nach Analogie des Menschen betrachtet wurde, drängten sich unwillkürlich die alten Fragen auf, die Kant eben für das Individuum von neuem gelöst hatte: in wieweit war die historische Wirklichkeit eines Volkes das Produkt notwendiger Faktoren, inwieweit wurde sie durch eine aus sich selbst wirkende Freiheit bestimmt? Und welches war die Funktion der einzelnen Persönlichkeiten gegenüber den grossen historischen Faktoren?

Wir wollen kurz darstellen, welche Wendung diese Probleme von den Frühromantikern bis zu den Theoretikern des Volksgeistes genommen haben und welche Aufgabe sie der Geschichte zuwiesen. Als Beispiele wählen wir den Mystiker Novalis, den Individualisten Friedrich Schlegel und den späteren Humboldt, der sich vom extremen Invidualisten zum alles verstehenden Objektivisten weiter entwickelt hat, Savigny und die Grimms, die „historisch Religiösen". Jeder dieser Männer hat in Arnims Leben mehr oder minder stark hineingespielt. Auch Novalis, der einzige, den er persönlich nicht gekannt hat, dessen Subtilitäten er scharf ablehnte, hat ihn unbewusst in manchem beeinflusst. Indem er sich mit ihren Meinungen auseinandersetzte, hat er in Zustimmung und Widerspruch die seinigen gebildet und gefestigt.

Die Frühromantiker hafteten ja, wenn wir auch Ansätze politisch-staatlichen Denkens bei ihnen finden, mit den stärksten Wurzeln ihres Wesens noch im literarischen 18. Jahrhundert, glückliche Erben Herders und des Idealismus, die es verstanden, mit ihrem Erbteil zu wuchern. Ihre unbegrenzte Fähigkeit des Einfühlens und Nacherlebens half ihnen, allen Zeiten und allen Völkern gerecht zu werden und dem geschichtlichen Denken neue Gebiete zu erschliessen. Die historische Schule

suchte nicht einmal Fühlung mit den zarten politischen Ansätzen der ersteren, sondern griff im Wesentlichen auf die unpolitischen, wissenschaftlichen Eroberungen der Frühromantik zurück und arbeitete an dem historischen Gebäude der nationalen Kultur fort.

Novalis[1]) hatte besonders den Staat in die universelle Vergeistigung der Frühromantik hineingerissen. Das Volk, d. h. diese eine bestimmte deutsche Nation, welche jene in all ihren geschichtlichen Gestaltungen, in ihrem eigentümlichen pflanzenhaften Wachstum erfassten, hatte sein Geist übersprungen und war gleich dem grossen Kulturgebilde, dem Staat, zugeeilt. Denn das Volk war ihm nur eine Idee,[2]) ein Postulat, etwas, was erst werden soll. Dabei schwebte ihm wohl die noch unerreichte deutsche Staatsnation vor, während die anderen sich die schon vorhandene Kulturnation geschichtlich entwickelten und zurechtlegten. Die glaubte er wohl auch zu kennen, aber seine gesteigerte Deutschheit floss ihm mit dem Besten der ganzen Menschheit zusammen, wie wir es bei Schiller und Fichte finden. „Deutschheit", sagt er einmal, ist „Kosmopolitismus mit der kräftigsten Individualität gemischt",[3]) und das ist das höchste Lob, das dieser Religiöse des Individualismus aussprechen kann. Doch scheinen ihn einige Bemerkungen der Theorie vom Volksgeist zu nähern. Das Volk fühle schon „sein unendliches Wesen in dunkler Ahndung";[4]) denn die Geschichte seines Werdens habe begonnen — hier spricht der Sohn des stolzen literarischen Jahrhunderts — mit dem Besitz einer wahrhaften Literatur.[5]) Und damit ist das Volk eigentlich nicht mehr blosse Idee; denn wenn es eine Geschichte hat, so kann ihm ja auch das Sein nicht fehlen.

Ueber die Mission der Geschichte weiss Novalis Dinge zu sagen, wie sie vor Montesquieu und Herder nicht gedacht

[1]) Zu Novalis u. Fr. Schlegel vgl. A. Poetzsch „Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung", S. 62 ff, und Meinecke. „Weltbürgertum und Nationalstaat" 4. Kap.

[2]) Werke Minor 2, 121.

[3]) a. a. O. 3, 104.

[4]) a. a. O. 3, 31.

[5]) a. a. O. 4, 138 H. von Ofterdingen.

werden können. An Novalis konnte die historische Schule fruchtbar anknüpfen. Er sieht in der Vergangenheit eines Kulturvolkes etwas Hohes und Grosses, ein „Evangelium“ gleichsam, und in dem historischen Sinn, der sie enträtselt, eine divinatorische Kraft, welche die „grosse einfache Seele der Zeiterscheinungen“ [1]) zur Anschauung bringt. Ja, eine Art von Dichter wird der Geschichtsschreiber sein; denn nur der Dichter steht dem Göttlichen nah genug, um es in seinen unzähligen irdischen Formen wahrhaft zu begreifen.

Dies neue und leidenschaftliche Erfassen der Geschichte und ihrer Prägungen half Novalis, dem Riesenkampf der Gegenwart verstehend gegenüber zu treten. Auch er war ein treuer Verehrer Burkes und seines „revolutionären Buches gegen die Revolution“ [2]) wie der junge Gentz. Aber er wusste, dass nicht nur die alte, sondern auch die neue Welt notwendige Ansprüche hat und ein Recht darauf, gehört zu werden als „unvertilgbare Mächte der Menschenbrust“. Und sein Schiedsspruch ist gerechter gegen beide als später der seiner christlich-germanischen Verehrer, der Fanatiker des Alten, aber eben so unwirklich und unausführbar: Versöhnung und Aufhebung beider in einer Macht, die „weltlich und überirdisch zugleich“ ist, in dem Schoss der neuen ökumenischen, christlichen Kirche.[3])

Novalis war der echte Mystiker vor der Welt gewesen, sein Freund Friedrich Schlegel aber ist niemals über die Sehnsucht nach jener mystischen Versenkung hinausgekommen. Er war und blieb extremer Individualist, auch als er in den Schoss der allein selig machenden Kirche zurückgekehrt war, und empfand es später wie eine Beschimpfung, dass das Publikum die Verschiedenheit der originellen Kräfte, einen Friedrich, einen Wilhelm Schlegel, einen Novalis, einen Tieck etc., in dem Einheitsbegriff der „neuen Schule“ vernichtete.[4]) So interessierte ihn auch an der Geschichte zumeist das grosse

---

[1]) a. a. O. 4, 138, H. v. Ofterdingen.

[2]) a. a. O. 2, 136.

[3]) a. a. O. 2, 42 ff.

[4]) Deutsche Nat.-Lit. Bd. 143, 417, Rezension v. Adam Müllers Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur 1808.

Individuum, die einzelne persönliche Kraft, welche er besonders im Ganzen der Kunst und Wissenschaft wirkend fand; denn dort erscheint der Genius unabhängiger und freier im Schaffen als in der politischen Welt, wo ihm die Objekte die ganze Macht ihrer Trägheit und Massigkeit entgegenstemmen. Ihm war es noch wesentlich das Individuum, aus dem die Zeit ihre Kraft zog, ein Knotenpunkt gleichsam in dem grossen Gewebe der wirkenden Kräfte, ob es gleich nur in Beziehung darauf verständlich wurde. Und während die historische Schule das Genie aus seinem Volk und nur aus seinem Volk heraus verstehen will, so sieht er gerade sein Merkmal darin, dass es in einem grossen Zusammenhang steht über den Nationen und Jahrhunderten.[1]) Ebenso dachte er das Verhältnis des Gebens und Nehmens zwischen Individuum und Umwelt, den Begriff der „Wechselwirkung der Bildung",[2]) nicht konsequent historisch zu Ende. Autoren verstehen hiess ihm „sie in Beziehung auf den grossen Organismus aller Kunst und Wissenschaft genetisch zu konstruieren".[3]) Dazu hatte er schon in seiner Abhandlung „über das Studium der griechischen Poesie" (1797) den Grund gelegt.[4]) Hier aber stellte er selbst sich ein Hindernis entgegen, das ihn bis zu einem gewissen Grade im unhistorischen 18. Jahrhundert festhält. Er übernahm nämlich die von Winkelmann und den Klassikern ausgebildete Griechenverehrung, hob die Griechen heraus aus der Reihe der menschlichen Entwicklung und zeichnete in ihnen das ästhetische Normalvolk, das als nie wieder zu erreichendes Vorbild dem Werden und Vergehen der anderen Völker gegenüber trat.[5])

Als junger Mensch gequält durch die Ungleichheit seiner ethischen und intellektuell-ästhetischen Veranlagung war ihm die „grosse Divergenz in dem Grade der intellektuellen und moralischen Bildung" der Menschen, „ihre Rückfälle und Stillstände", zu dem eigentlichen Problem der Geschichte ge-

[1]) Friedr. Schlegels Jugendschriften 2, 424, Kritik Lessings 1801.
[2]) a. a. O. 2, 55, Rezension von Condorcet 1795.
[3]) a. a. O. 2, 426.
[4]) Ueber sein polit. histor. Denken, vgl. Poetzsch, a. a. O. S. 62 ff.
[5]) Fester, a. a. O. S. 112.

worden,[1]) der philosophischen Geschichte natürlich; denn die blosse Feststellung von Fakten, die äusserliche Richtigkeit musste gegenüber einer höheren Wahrheit, einer Beziehung auf das grosse Ganze der Entwicklung immer untergeordnet bleiben. Von der Kantischen und Fichtischen Geschichtsphilosophie herkommend, hatte sich auch seine Geschichtsauffassung an einem stark teleologischen Moment emporgerankt und befestigte in ihm den Glauben an die „innige Wechselwirkung der Geschichte der Menschheit und der praktischen Philosophie".[2]) Das war damals, als noch nicht Autorität, sondern Freiheit seine Losung war. Da gab es wie für den Einzelnen so auch für die Völker, für die Menschheit einen kategorischen Imperativ und eine Entwicklung zur Freiheit.

Schlegel hatte mit seiner ethisch teleologischen Auffassung der eigentlichen Forderung der Geschichte noch nicht Genüge getan, die sich ganz frei ohne den Zwang eines Systems bewegen will; die Freiheit als Ziel aber bewirkte höchste Unfreiheit in der Bewegung, wie man es später bei Hegel sehen sollte. Ein Ziel war immer gefährlich, denn es war immer herrschsüchtig und blind gegen die zarten eigenen Regungen des ungeheuren Pflanzenleibes der Geschichte. Oder man musste denn ein Ziel finden, das gerade die eigene freie Bewegung, dies Sichentwickeln nach allen Seiten, zur Voraussetzung hatte, nämlich ein ästhetisches. Und das war bei Humboldt der Fall.[3]) Denn die Idee, die nach seiner Auffassung in der geschichtlichen Wirklichkeit Dasein zu gewinnen suchte, war nicht Kants ethische, sondern eine Annäherung an Schellings ästhetische Idee. Die allumfassendste dieser Ideen aber ist die in der ganzen Geschichte der Menschheit Ausdruck suchende Idee der Humanität. Sie ist weit genug, um der natürlichen Entwicklung keinen Zwang aufzuerlegen; denn ihr ist nicht die „Erreichung einer allgemeinen abstrakt gedachten Vollkommenheit", sondern die Entfaltung eines „Reichtums grosser individueller Formen"[4]) Notwendig-

[1]) Fr. Schlegels Jugendschr. 2, 54.

[2]) a. a. O. 1, 79.

[3]) vgl. zu dem Folgenden Spranger „Humboldt und die Humanitätsidee" 1909

[4]) W. von Humboldts gesammelte Schriften (Leitzmann) 3, 358, Betrachtungen über die Weltgeschichte 1814.

keit. Und so nur kann der lebendigen Mannigfaltigkeit der Individuen ihr Recht geschehen, „da doch jeder Einzelne das Gesamtwesen des Menschen nur auf einer einzelnen Entwicklungsbahn in sich trägt“.[1])

Humboldt legte in sich selbst den Weg zurück, der von der Frühromantik und ihrem Individualismus zum Objektivismus der historischen Schule führt. Durch seine Sprachstudien geleitet, tat er im neuen Jahrhundert den entschiedenen Schritt zum Volk, zur Nation, welchen er im Beginn der neunziger Jahre nur zögernd und immer zurückblickend auf das autonomie- und entwicklungsbedürftige Individuum versuchte.[2]) Und gerade das, wodurch er damals das Verhältnis des Einzelnen zu seiner Nation von seinem Verhältnis zum Staat unterschied, die freie Wahl, scheidet für die eigentlichen Theoretiker des Volksgeistes und auch für Humboldt selbst später völlig aus. Denn jetzt tritt die Nation als notwendiges verbindendes historisches Glied zwischen den Einzelnen und die überschwengliche Idee der Menschheit, welche jeder Anschaulichkeit entbehrt. „Der einzelne auch am günstigsten Bevorrechtigte“ kann sich nicht über ein gewisses Mass über den Geist seiner Nation erheben, „um, was dieser ihm unbewusst verlieh, durch Individualität bearbeitet, in ihn zurückströmen zu lassen“.[3]) Nur insofern ist der Einzelne als frei und selbständig wirkend zu denken, als man die Art und Weise nicht weiter ableiten kann, wie er auf der geschichtlich bedingten Grundlage seine so begrenzte und unterstützte Tätigkeit zu etwas macht, was sein eigentümliches Gepräge trägt.[4]) Das Genie steht dem Gehalt seiner Zeit, seines Volkes ebenso rezeptiv gegenüber wie der Geringe, nur die Formung, die Ausprägung desselben ist sein individuelles Eigentum.

Je länger, je mehr hat sich Humboldt der Lehre vom unbewusst schaffenden Volksgeist angeschlossen, als er sich immer tiefer in die Anschauung des wundersamen Gebildes

[1]) W. von Humboldt, „Die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“, 1836, S. 30.

[2]) vgl. dazu Meinecke a. a. O. S. 37 ff.

[3]) zitiert bei Spranger a. a. O. S. 271.

[4]) Humboldt, Verschiedenheit etc. S. S. 3.

der Sprache verlor, in dem die einzelnen sprachformenden Individuen so scheinbar bedeutungslos untergehen.

Wir finden bei ihm Ansätze dazu, die Völker ganz naturhaft, ganz objektiv, wie ungeheure über den ganzen Erdboden wuchernde Pflanzen zu betrachten.[1]) Doch mochte er so wenig wie die Görres und Grimm mit dieser Pflanzenanalogie Ernst machen. Ueber den reinen Instinkt, die ganz objektive Naturkraft, welche dem menschlichen Urteil durch ihr notwendiges Wesen entrückt ist, siegte schliesslich immer die ethisch oder ästhetisch bedingte Weltanschauung.

Viel tiefer aber konnte man greifen, wenn man das Volk dem Menschen, dem Organismus analog betrachtete, wie Savigny es tat. Es wächst ihm das Volk zu einer grossen Persönlichkeit zusammen, deren psychologische Einheit „sich in der gemeinsamen Ueberzeugung des Volksgeistes“ manifestiert und die sich in Sprache, Sitte, Verfassung und Recht ihre eigentümliche Lebensanschauung schafft.[2]) Diese Gebilde, die wir begrifflich und sprachlich von einander scheiden, sind in der Natur untrennbar verbunden und die Kräfte, die ein Volk zu ihrer Hervorbringung nötigen, bestimmen es zugleich für das soziale Zusammenleben. Man kann manche Züge der Weltseele Schellings in diesem romantischen Volk wiederfinden, das wie jene die lebendigen Gebilde des Kultur- und Staatslebens hervorbringt aus seinem unbewussten Grunde, gleichsam durch intellektuelle Anschauung.[3]) Ueberall steht Savigny mit seiner dynamischen, organischen Weltanschauung im scharfen Gegensatz zum alten Rationalismus und Mechanismus, wie schon der Name Aufklärer im Kreise der Romantiker und „Mystiker der Geschichte“ zum Schimpfnamen degradiert wurde. Das Recht entsteht ihm, wie die anderen Offenbarungen des Volksgeistes, „durch Sitte und Volksglaube“, „also durch stillwirkende Kräfte, nicht durch Willkür eines

[1]) Latium und Hellas 1806, a. a. O. 3, 166.

[2]) Savigny, „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung 1814“, S. 8.

[3]) Vgl. dazu Loening, d. philosophischen Ausgangspunkte der rechtshistorischen Schule, internat. Wochenschr. IV. $^3/_4$. S. 116 u. a. and. O., eine Widerlegung von C. Brie, der Volksgeist bei Hegel und in d. histor. Rechtsschule, Archiv f. Rechts- u. Wirtsch.-Philos. Bd. V 1908/9. Dazu auch Landsberg, Gesch. d. deutschen Rechtswissenschaft 1910, S. 213 ff.

Gesetzgebers.[1]) Unsere Sinne erfassen sie nur in ihrem „körperlichen Dasein“:[2]) der gesprochenen Sprache, der sichtbaren öffentlichen Gewalt, den sozialen Sitten und den Rechtssymbolen. Die fortschreitende Kultur aber mit ihrer Arbeitseinteilung entreisst dem Volksgeist die in ihm einheitlich zusammenwirkenden Funktionen, Berufsstände bemächtigen sich der äusseren Erscheinungsformen jener noch in allen lebenden Kräfte. „Das Dasein des Rechts wird nun verwickelter, indem es ein doppeltes Leben hat, einmal als Teil des ganzen Volkslebens, was es zu sein nicht aufhört, dann als besondere Wissenschaft in den Händen der Juristen.“[3]) In dieser künstlichen Scheidung, welche wir ähnlich bei Jak. Grimm wiederfinden, zeigt sich nun eine gewisse Starrheit, welche der Theorie vom Volksgeist eigen ist und welche dem Verständnis der Einheitlichkeit all dieser historischen Gebilde Schranken setzt. Wir werden später sehen, wie Arnim sich in diesem Punkte beiden Freunden entgegengestellt.

Der einzelne Mensch ist nach Savigny „notwendig zugleich zu denken als Glied einer Familie, eines Volkes, eines Staats“,[4]) und „unabhängig von den Kräften und Bestrebungen des Zeitalters und der Nation“ kann ihm mit Wahrheit kaum etwas zugeschrieben werden.[5]) Der geschichtlich gewordenen Wirklichkeit sucht er eine gewisse Freiheit zu wahren, indem er den Volksgeist zwischen die historische Notwendigkeit und die Willkür des Einzelnen stellt. Er meint, dass sie „notwendig und frei zugleich sei“, „notwendig, insofern sie nicht von der besonderen Willkür der Gegenwart abhängig ist“, sondern eben als gegeben betrachtet werden muss, frei, weil sie von der „höheren Natur des Volkes als eines stets werdenden und sich entwickelnden Ganzen“ hervorgebracht ist.[6]) Den Schritt zur historischen Unfreiheit vollendete erst Hegel, der die Völker nur als Kleider des metaphysischen Weltgeistes

[1]) Savigny a. a. O. S. 13 f.

[2]) a. a. O. S. 9 „Jene geistigen Funktionen bedürfen eines körperlichen Daseins um festgehalten zu werden“.

[3]) a. a. O. S. 12.

[4]) Zeitschr. f. Rechtsgeschichte Bd. 1., 4.

[5]) „Beruf unserer Zeit“ S. 126.

[6]) Zeitschr. f. Rechtsgeschichte Bd. 1, 4.

betrachtete, welcher die Individuen durch listiges Spiel über ihren tatsächlichen Sklavenzustand hinwegtäuscht und seinen Zwecken dienstbar macht.

Was die Geschichte anbetrifft, so tritt sie bei Savigny wie bei allen Theoretikern des Volksgeistes aus ihrem alten Lehrmeisteramt heraus; in der modernen, nicht mehr einheitlichen Zeit hat sie ein „anderes und heiligeres Amt. Denn nur durch sie kann der lebendige Zusammenhang mit den ursprünglichen Zuständen der Völker erhalten werden, der Verlust dieses Zusammenhangs muss jedem Volk den besten Teil seines geistigen Lebens entziehen.“ [1])

Das Gefühl unmittelbarer Lebenseinheit, das den einzelnen mit seiner Umgebung verbindet, ist schon bei der Frühromantik in hohem Grade vorhanden.[2]) Sie kann sich nicht isoliert denken, immer tritt sie in Wechselwirkung mit ihrer Umgebung, sie wird notwendig inhärierend in ihr, ihr Geist besteht nur in diesem gemeinsamen Sein. Aber während die Theoretiker des Volksgeistes sich im Ganzen fühlen, so findet die Romantik das Ganze in sich, sie lebt zwar in der Welt und ist nicht ohne die Welt, aber die Welt ist in ihr wie das Nicht-Ich im Ich. Während sie in übermütigem Lebensgefühl mit der Kraft des autonomen Individuums vielmehr das Ganze beherrschen will, stehen jene in stiller Bescheidenheit seiner Macht gegenüber, auf jede subjektive Grösse verzichtend.

Nirgends wohl fällt dieser Unterschied mehr ins Auge, als wenn man die Brüder Grimm mit der Frühromantik vergleicht. Sie waren Savignys Schüler und hatten durch ihn die bestimmende Richtung erhalten.[3]) Eine „Erweckung“ zu seinem eigentlichen Berufe nennt es Jakob Grimm und zu der stillen selbstlosen Art der Forschung, die ihm sein ganzes Leben eigen war. Wie er begriffen die Brüder ganz den Wert des geschichtlichen

[1]) „Beruf unserer Zeit“, S. 117.

[2]) vgl. Poetzsch' Studien etc. S. 54 ff.

[3]) vgl, Steig, 3, 43 f. Jakobs Zueignung seiner deutschen Grammatik an Savigny 1819. „Als ich mir selbst überlassen, in manchem verabsäumt ..... nach Marburg kam, da fügte es sich, dass ich Ihr Zuhörer wurde und in Ihrer Lehre ahnen und begreifen lernte, was es heisse, etwas studieren zu wollen, sei es die Rechtswissenschaft oder eine andere. Auf diese Erweckung folgte bald nähere Bekanntschaft mit Ihnen . . .“

Studiums, sträubten sich aber eben wie er gegen die Konsequenz des historischen Relativismus, der keine absoluten Grenzen duldet, weder am Anfang noch am Ende. Sie kamen der mühseligen und nur annähernd befriedigenden Forschung nach den Urhebern der grossen Geistesschöpfungen in der Zeit der mündlichen Tradition zuvor durch die furchtbare Hypothese des unablässig schaffenden Volksgeistes. Der alte Mythos vom goldenen Zeitalter, der in Rousseaus Naturmenschen und in Fichtes Normalvolk neue Auflagen erhalten hatte, trug auch in ihrem Geiste den Sieg davon. „Die alten Menschen sind grösser, reiner und heiliger gewesen als wir, es hat in ihnen und über sie noch der Schein des göttlichen Ausgangs geleuchtet.“[1]) Dann verblasste er in Sünde und Finsternis, und nur glauben können wir „an ein Göttliches in uns“, „das uns wieder zu ihm führt“.[2]) Für Hegel erst wurde dieser Glaube Wirklichkeit. Er erst hat mit der stetig fortschreitenden Entwicklung des Geistes Ernst gemacht, und ihn von einem Anfang in Dumpfheit und Gebundenheit an über die Häupter der Völker hinweg alle Stadien der Selbstbefreiung bis hinauf zum Licht der vollkommensten Freiheit durchwandeln lassen.

Jakob Grimm aber sah lieber in die Vergangenheit als in die Zukunft; denn das Bild, welches sich sein Geist dort erweckte, war farbiger und reicher, als alles, was ihn umgab und was von dieser Gegenwart erwartet werden konnte. Dort sah er ein junges Volk, begabt mit der „unergründlichen Tiefe, Ruhe und Göttlichkeit der bewusstlosesten Unschuld“, mit der „reinen keuschen Anschauung“, die jeder Abstraktion feind ist.[3])

So wäre es freilich immer noch das Volk geblieben und im Prinzip einerlei, in welchem Lande man es aufsuchte. Aber von Anbeginn zerfällt es in mannichfaltige grosse Individuen, die durch die Sprache, „diesen Lebensatem“ jedes Volkes, gekennzeichnet werden.[4]) Er glaubte zu sehen, wie am Anfang der Geschichte in der unbewussten Dämmerung der einen geschlossenen Volksseele mächtige Kräfte ans Licht ringen.

[1]) Vgl. Steig 3, 117. J. Grimm a. Arnim. 20. Mai 1811.
[2]) Ebenda.
[3]) J. Grimm kl. Schriften, 4, 34f. Heidelberg, Jahrb. 1809.
[4]) Kl. Schriften 8, 400 i. Rhein. Merk. vom 6. Aug. 1814.

die in der Gestalt von Sprache und Religion, Sage und Poesie, Recht und Sitte hervortreten. Die Reflexion dieses noch ungeteilten Geistes auf sich selbst, auf sein Werden, seine Geschichte, ist zugleich ein Wiederschaffen. Wie er sich sah, wie er sich erlebte, erzählt er sich selbst im Volksepos. „Dieses ist allzeit hervorgegangen aus einer Begebenheit, die das Volk bewegt hat, indem es ein gemeinsames Streben und das ganze reiche Sein desselben erfasst". „Ein Nationalgedicht dichtet nicht der beschränkte Sinn eines Einzelnen",[1]) vielmehr sieht Jakob Grimm in seiner Entstehung ein „Sich von selbst machen",[2]) was nur unter der Voraussetzung eines Volksgeistes verständlich scheint, der noch nicht ausdrücklich genannt wird.

Wie Rousseau war auch Jakob Grimm aller modernen Kultur gram; durch sie wird „die Nation in zwei Teile gespalten", „das Natürliche, Einfache, Nationelle, Epische verschwindet und erscheint dem gebildet werdenden Teil matt, ja seiner unwürdig",[3]) und fortan laufen zwei Strömungen nebeneinander her, die eine, die den Abfall repräsentiert, das Neue, Bewusste, auf sich selbst Trotzende, sie bildet eine neue Art, die Kunstpoesie,[4]) durch die verwegene Kraft der Einzelnen, um als „höchster Triumph vollendeter Bildung" schliesslich die höchste Subjektivität mit der höchsten Objektivität, die Lyrik mit dem Epos, im Drama zu durchdringen.[5]) Daneben geht mit immer abnehmender Kraft der zweite Strom: das alte Volkstümliche, Erdhafte und Unbewusste, welches allmählich immer mehr von seiner Eigenart verliert. „All meine Arbeit.

---

[1]) a. a. O. 4, 37f. 1809.

[2]) Steig, 3, 118f. Grimm an Arnim 20. Mai 1811.

[3]) Kl. Schr. 4, 13, 1807.

[4]) „Wenn ich also sage, dass die Kunstpoesie die der Natur aus sich selbst herzustellen sucht, ohne sie zu erreichen, so glaube ich recht zu sagen. In diesem Sinn ist Goethes Poesie weniger als eine alte Mythologie, wie Luther weniger als das Christentum; gewiss hat Luther nach Wahrheit gerungen im Glauben, wie Goethe nach der in der Dichtkunst, und keiner von ihnen umsonst; aber dieses Bewusstsein und Ringen des Einzelnen kann nicht soviel sein als die unbewusst dastehende Wahrheit." Steig. 3, 118 a. Arnim 22. Mai 1811.

[5]) Kl. Schr. 4, 13, 1807.

das fühle ich, beruht darauf, zu lernen und zu zeigen, wie eine grosse epische Poesie über die Erde hin gelebt und gewaltet hat, nach und nach von den Menschen vergessen und vertan worden ist, oder nicht einmal ganz so, sondern wie sie immer noch davon zehren. Damit ist mir eine Geschichte der Poesie als etwas kaum ergründliches und auszulernendes und recht erfreuliches begründet."[1]) An Stelle des alten Epos aber tritt im Zustand der Kultur die Geschichte; sie ist die „Bewahrerin alles Herrlichen und Grossen, was unter dem menschlichen Geschlecht vorgeht, und seines Sieges über das Schlechte und Unrechte, damit jeder einzelne und ganze Völker sich an dem unentwendbaren Schatz erfreuen, beraten, trösten, ermutigen und sich ein Beispiel holen. Wenn also, mit einem Wort, die Geschichte weder andern Zweck noch Absicht haben soll als welche das Epos hat, so muss sie aus dieser Betrachtung aufhören, eine Dienerin zu sein der Politik oder der Jurisprudenz oder jeder anderen Wissenschaft".[2])

Während Jakob sich dem Ausserordentlichen, Ungemeinen, Egoistisch-Persönlichen, das in den Gestalten der überragenden Persönlichkeiten auftritt, verschliesst, sich immer wieder auf jene unbewusste Genialität des Ganzen zurückzieht und in der Absonderung eine falsche Tendenz beklagt, findet Wilhelm eine Verbindung zu den modernen Bestrebungen und steht dem Individualismus der Romantik nicht so ganz ablehnend gegenüber. Er gibt zu, dass der Schatz von Erkenntnis, der in einer Zeit umläuft, ebensowohl von einem „hervorragenden Geist" herrühren wie das Ergebnis des allgemeinen Glücks und Unglücks sein kann,[3]) das einer Nation als einem Ganzen zufällt. Aber eine grosse Persönlichkeit wird nie allein und wie herausgehoben aus ihrem Volke wirken, „da nichts einzeln und hart dastehen kann, sondern einen milden Uebergang verlangt und das Edelste nur als die Blüte und Spitze des Ganzen".[4])

In seinen Ansichten vom Werden eines Volkes stimmt er

---

[1]) Steig, 3, 234, 29. 10. 1812.

[2]) J. Grimm in Arnims Einsiedlerzeitung 1808. Neuabdruck in Arnims Trösteinsamkeit ed. Pfaff Freib. 1890, S. 204.

[3]) W. Grimm, Kritik der „Dolores" Heid. Jahrb. 1810. Kl. Schr. 1, 289.

[4]) Ebenda.

im Wesentlichen mit dem Bruder überein. Auch er sieht bedauernd in eine Zeit zurück, wo die Unterschiede zwischen Grossen und Kleinen, Wissenden und Unwissenden nicht so unüberbrückbar waren, eben jenes Zeitalter, da das lebendige poetische Gesetz, die poetische Ueberlieferung der Vergangenheit noch die ganze Masse organisch durchdrang, die Zeiten einer „grossen Nationalgesinnung", die grossen Taten folgt und sich in der volkstümlichen Kunstform des Epos auspricht. „In der Sitte und dem lebendigen Gesetz" beruht ja die Nationalität eines Volkes,[1]) mit dem Aufhören ihres stillen Wachsens und Wirkens würde auch diese nicht mehr sein, die Besonderheit und Eigentümlichkeit eines Volkes ginge verloren. Unbewusst und unbegriffen überliefert ein Geschlecht sie dem anderen als ein göttliches Vermächtnis. Eine poetische Unterströmung dieser naiv frommen Gesinnung hat sich bis in unsere Zeit erhalten in den Märchen. „Sie bezeichnen einmal ohne fremden Zusatz die eigentümliche und poetische Ansicht und Gesinnung des Volkes, da nur ein gefühltes Bedürfnis jedesmal zu ihrer Dichtung antrieb, sodann aber auch den Zusammenhang mit den früheren, aus welchen deutlich wird, wie eine Zeit der anderen die Hand gereicht, und manches reine und tüchtige, wie ein von einem guten Geist bei der Geburt gegebenes Geschenk, immer weiter überliefert und dem begabten Geschlecht erhalten worden."[2]) Aber die Kraft der Ueberlieferung ist ermattet, und nun müssen Lehrer dafür eintreten, die „mit Bewusstsein aus geschichtlicher Betrachtung der Vergangenheit und lebendiger Betrachtung der Gegenwart"[3]) die Tradition ersetzen und dem Volk sein Bestes erhalten.

Diese Theoretiker des Volksgeistes banden die historische Forschung nicht mehr durch eine teleologische Konstruktion. Für sie gab es nur noch ein Werden zu irgend einer hohen, göttlichen Bestimmung, die sie ahnten und glaubten, aber keiner masste sich an, sie durchschauen zu wollen. Sie waren schon glücklich, der Entwicklung jener grossen Gebilde, die sie entdeckt hatten, betrachtend und forschend nachgehen zu dürfen

[1]) Steig a. a. O. 3, 268, 28. Jan. 1813 a. Arnim.
[2]) Schriften der Goethegesellsch. Bd. 14, 267, a. Goethe 1. Aug. 1816.
[3]) Steig a. a. O. 3, 440, 30. Juni 1819.

und hatten zu viel Erfurcht vor ihnen, um ihrer Eigenart nach der Weise der konstruierenden und deduzierenden Philosophie Zwang anzutun. Schroff, fast allzu schroff hatten sie sich von der universalistischen Menschheitstendenz des 18. Jahrhunderts abgewandt, fast zu tief sich hineingedacht in die Idee von der Persönlichkeit und inneren Abgeschlossenheit eines Volkes, dass sie seine Fortschritte, die gerade im Streit mit den äusseren Kräften entstehen, verkannten. Ranke erst hat die grosse Synthese gebracht und die Grosszügigkeit des universalistischen Ideals mit dem Gefühl eines innigen Durchdrungenseins vom Geiste seiner Nation verbunden.[1])

---

[1]) Vgl. Meinecke a. a. O. S 283 ff.

Viertes Kapitel.

Arnim über Volk und Geschichte.

Wieder war dem kalten leblosen Begriff, dem grimmigsten Feinde aller Romantik, ein Stück Land für die lebendige Individualität abgewonnen durch die poetische Vertiefung der neuen Lehre vom Volksgeist, dieser Vermenschlichung eines unpersönlichen, unfassbaren, übermenschlichen Geschehens.

Auch Arnim war schon früh der „Sinn für das Grosse eines Volkes und für sein Bedürfnis"[1]) aufgegangen. Er hatte sich nicht mit der rein künstlerischen Freude an seinen Erzeugnissen begnügt, sondern war eifrig bemüht, sie einem grossen nationalen Zusammenhange, dem Bilde seines Volkes, einzuordnen. Und wie er sich in dessen Schöpfungen versenkte und immer mehr seine Fülle, seine Eigenart bei aller Namenlosigkeit begriff, so war es natürlich, dass auch er sich die Idee vom unbewussten Genie des Volksgeistes auf seine Weise zurechtlegte.[2]) Lasst uns doch an das Wunder glauben, an jenen frommen erfindenden Geist, der die ganze Welt durchweht, der sich in Natur, Geschichte und Kunst immer neu offenbart. Jedes grosse Werk in Kunst und Wissenschaft

[1]) „Von Volksliedern" 1805 Nat.-Literatur 146, 155.

[2]) Bei Arnim scheint der Ausdruck vom „lebendigen Volksgeist" zuerst gebraucht zu sein, nämlich in seinem Aufsatz „Von Volksliedern" im Januar 1805, Nat.-Lit. 146, 50 Anm. Ich führe die ganze Stelle an. „Ich verstehe hier unter Sentimentalität das Nachahmen und Aufsuchen des Gefühls . . . ., nicht verstehe ich darunter jene Sentimentalität, das menschliche Gefühl, wie es im Einzelnen sich ausdrückt, wogegen die Neuntöter, die philosophischen Schüler wohl schreiben (auch wohl wirken, wenn kein lebendiger Volksgeist es aufhebt). Vgl. E. von Möller „Die Entstehung des Dogmas vom Ursprung des Rechts aus dem Volksgeist" Mitt. d. J. f. Oest. Gesch. Bd. 30 f.

zeugt ja von seinem Wirken; wissenschaftliche Schulen sind allein dazu da, „seine Gaben anzuerkennen und zu verbreiten", zum Schaffen, zum Erfinden sind sie machtlos. „Ich bin in meiner Ansicht durchaus Wechabit", schrieb Arnim an Savigny, „die wohl heilige Schriften, aber keine heilige Verfasser derselben annehmen. Wer mit Ernst etwas schafft, muss doch am Ende sagen, dass er darin durch einen höheren Strahl nur etwas erlangte und dass sein Werk ihm weniger dankt als er seinem Werke".[1]) Das war so seine eigene Metaphysik, die ihre Wurzeln mehr in seiner Dichterüberzeugung als in irgend einem System hatte, obgleich Schellings Idee wohl unbewusst seine Anschauung beeinflusst haben mag. Sie ähnelt Grimms Theorie vom sich selbst dichtenden Volksepos, indem beide neben der Selbsttätigkeit des Gedankens die vermittelnde Persönlichkeit glauben ausschalten zu können. Die Kraft wirkt immer und überall in der Welt zu ihren unsichtbaren Zielen in immer neuen Gestalten, und „das originellste Werk ist doch nur Fortsetzung von etwas, das vielleicht gerade nicht sichtbar geworden".[2]) Zwar scheinen es die grossen Individuen in der Geschichte zu sein, die die Gedanken formen und der ganzen Entwicklung einen entscheidenden Stoss geben, doch nur soweit der Einzelne Repräsentant seines Volkes ist — und es kann unzählige Repräsentanten im Laufe der Jahrhunderte haben, denn seine Vielseitigkeit ist unerschöpflich — soweit wird er auch unsterblich sein und ewig mit seiner Geschichte verbunden bleiben. Das Stück aber an ihm, das nichts ist als er selbst, als Kind des Augenblicks, in unfruchtbaren Eigenheiten befangen, weder Menschheits- noch Volksrepräsentant, wird vor der Zukunft versinken. „Die Welt ist voll Geist, Herzbruder, sie braucht uns nicht", rief er im übervollen Gefühl des allströmenden Lebens, durch das alles webt und wirkt. Wahrlich, es ist „sichere Verzweiflung in allem, was den einzelnen losreisst vom Allgemeinen".[3]) Hat die Natur doch eine wundervolle Wechselwirkung zwischen der alten Mutter

[1]) Steig, Arnim über Savignys Buch „von Beruf unserer Zeit", Ztschr. f. Rechtgesch. germ. Abt. 13, 232.

[2]) a. J. Grimm, 24. Dez. 1812, Steig 3, 249.

[3]) a. a. O. S. 12.

Nation und ihren grossen Kindern gesetzt, dass jede ihrer Taten, jeder ihrer Gedanken ins Allgemeine zurückwirkt; „denn wo etwas lebt, da drängt es doch zum Ganzen".

In diesem Emporheben des Ganzen zu Ungunsten des Einzelnen lag eine halb unbewusste, halb bewusste Paradoxie, ein Widerspruch gegen die übertriebene „Originalitätswut", den Genie- und Heroenkult des 18. Jahrhunderts, welchen auch die Frühromantik so eifrig betrieb. Er tritt am stärksten heraus in Adam Müllers Ausruf: „Warum denn Genie und immer nur Genie"![1]) und ein wenig später: „Alles sogenannte Genie ist in unseren Tagen paralysiert durch ein kräftiges Genie: so muss ja das Nationale, von allem Genie ewig Unabhängige . . . Luft bekommen haben".[2]) „Und keiner ist ohne Genie",[3]) meint Arnim. Wohl ist es potenziert in den Gottbegnadeten, die an die Spitze treten, aber erst im Zusammenklingen aller, auch des geringsten, erscheint der wahre Fortschritt. „Im tätigen Leben der Geschichte ist es offenbar, dass nie etwas Grosses durch einen einzelnen Menschen geschah, sondern immer durch die Entwicklung vieler, an deren Spitze freilich immer der Tätigste stand, zuweilen auch der Göttlichste".[4]) So ist jedes grosse Individuum gleichsam ein Prophet, ein Mund Gottes, aus dessen menschlicher Begrenztheit die göttliche Kraft allen vernehmbar spricht.

War ihm diese Wertung der historischen Kausalität mit den Freunden Grimm und Savigny gemeinsam, so übertrifft er sie, wie wir schon andeuteten, in einem anderen Punkt durch eine entschieden moderne Färbung des Volksgeistes, wenn er die scharfe Trennung bestritt, die Jakob Grimm zwischen Natur- und Kunstpoesie, Savigny zwischen Volks- und Schulrecht statuiert hatte.[5]) Er nimmt ihm die dogmatische Starrheit, indem

[1]) A. Müller, Vorlesungen über Friedrich II. 1810, S. 141.

[2]) S. 143.

[3]) „Von Volksliedern", Werke 13, 453, Anm.

[4]) „Trösteinsamkeit", S. 290.

[5]) Für den Streit über Natur- und Kunstpoesie vergl. besonders Steig 3, Arnim: Mai 1808 (S. 14), 14. 7. 1811 (S. 134 ff), August 1811 (S. 142 ff), 22. 10. 1812 (S. 223 ff), Jak. Grimm: 20. 5. 1811 (S. 116 ff), Juli 1811 (S. 130 ff, 138 ff), 29. 10. 1812 (S. 234 ff). Arnim gegen Savigny, vergl. Arnims Briefe über Savignys Buch „vom Beruf unserer Zeit", Ztschr. f. Rechtsgeschichte, germ. Abt. XIII, S. 232, 1814.

er auch die Erzeugnisse der Gegenwart auf ihn zurückführt und so die ganze Geschichte in einer einheitlichen Anschauung umfasst. Nach seiner Meinung waren Poesie und Kunst in alten und neuen Zeiten aus den gleichen Notwendigkeiten der menschlichen Natur und der menschlichen Gesellschaft entsprungen, und ein Hauch des göttlichen Geistes wehte durch die einfachen Rhythmen des Volksliedes wie durch die kunstvollen Schöpfungen der modernen Dichtung. „Wenn ich je mit Begeisterung für Volkspoesie und mit ihr gefühlt habe, so war es bei Gott nicht darum, weil ich meinte, eine andere Natur und Kunst habe sie hervorgebracht als jene, die mir in unseren Tagen manche Langeweile gemacht hat; nur darum, weil sie die Sichtung schon bestanden hat, in der auch vieles von unserer Zeit bestehen wird, darum suchte ich sie der Welt möglichst sichtbar vor Augen zu stellen."[1])

Gab es doch nur eine Poesie; und nicht das Volk allein, das unverbildete, einfältige besass sie. Er fühlt den göttlichen Funken auch in sich glühn: anch' io son' pittore! Er empfindet zu stark die Fülle von Poesie in der grossen Dichtung der Gegenwart. Freilich, meinte er wohl, gibt es Perioden, wo das Streben der Menschen mehr als sonst, „siegend und singend" hervortritt, wo Kunstwerke gefunden und erfunden werden.[2]) Dann wird die Gegenwart durch eigne grosse Schöpfungen erhoben, auch die Vergangenheit erscheint in ihren Höhepunkten gleichsam näher, von hellerem Lichte erleuchtet und fester mit der Gegenwart verbunden. Da werden Meisterwerke der Kunst wie neu erschaffen durch die Macht des Nachempfindens, Nacherlebens. Eine solche Zeit kann immer im Anzuge sein, ja vielleicht ist sie schon da und nur unser Blick durch allzu grosse Nähe verwirrt, dass wir nicht klar sehen, was göttliches Bild, was Zeitphantom ist. „Je weniger ein Volk erlebt hat, desto gleichförmiger ist es in Gesichtszügen und Gedanken; jeder Dichter, der als solcher anerkannt wird, ist dann ein Volksdichter, und viele zusammen werden in dem gemeinschaftlichen Sinne des Volkes und in seiner Geschichte unter gewissen Umständen etwas Gemeinschaftliches leisten können.

[1]) a. a. O. 3, 109, 5. April 1811.

[2]) Werke 13, 462.

was allerdings über das einzelne Bemühen späterer Zeit hinausragt, wo in der verschiedenen Individualisierung durch die Geschichte selten an ein gemeinschaftliches Zusammendichten gedacht werden kann."[1])

Aber die Produktionskraft des Volks im Einzelnen wurde durch die Zeit weder geschwächt noch an Qualität verringert. Denn auch in der fortgeschrittenen, individualisierten Geschichte, die durchgreift vom Volk zur Familie, von der Familie zum Einzelnen, wo dieser durch eine immer weiter gehende Arbeitsteilung auf ein immer engeres Gebiet der Wirksamkeit beschränkt wird, „rückt doch das Ganze des Volkes durch gewisse Zustände fort, die alle ergreifen", die einfachen typischen Erlebnisse im Leben des Einzelnen und die grossen Ereignisse im Leben der Nationen, die Volkskriege und Revolutionen, welche alles Getrennte auf eine Zeit lang durcheinanderschütteln.[2]) Gewiss war mehr Grösse durch die Einseitigkeit der Alten zu erzielen. Aber auch mehr Wahrheit? Lag nicht in jedem Ding zugleich etwas Förderndes und etwas Widerstrebendes, was seine Umrisse schwankend machte? Entwickelte sich nicht alles ohne die scharfen begrifflichen Kontraste, alles ohne Sprung?[3]) Die Kontinuität in allem Leben, in aller Geschichte schien ihm selbstverständlich. Wie er sich ereifern konnte gegen all die begrifflichen Gegensätze in Poesie, Historie und Leben, die philosophischen Zweiheiten, an denen seine Zeit so fruchtbar war![4]) Er vermisste darin das Organische, Lebendige und bemühte sich überall, ihre untrennbare Einheit unter allen historischen Wandlungen zu beweisen. Was bedeutete das unverstandene Gerede über die Trennbarkeit von Kunst und

[1]) Steig 3, 134 14. Juli 1811.

[2]) a. a. O. S. 135.

[3]) Steig 3, 83 an Grimms a. 2. November 1810.

[4]) a. a. O. S. 110, an Jakob a. 5. April 1811. „Nach dieser meiner Ueberzeugung wirst Du es in mir begreiflich finden, dass ich sowohl in der Poesie wie in der Historie und im Leben überhaupt alle Gegensätze, wie sie die Philosophie unserer Zeit zu schaffen beliebt hat, durchaus und allgemein ableugne, also auch keinen Gegensatz zwischen Volkspoesie und Meistergesang, aber ein verschiedenes Volk für beide, mancherlei zusammenfallende Berührungen beider, und Durchdringungen. Hass oder Hochmut beider gegeneinander selten und zufällig".

Genie; als wenn einer Kunst haben könnte und kein Genie oder umgekehrt. War doch die Kunst nur die sichtbare Erscheinung des Genies, und das Genie musste körperlos und ungenutzt zerfliessen, wenn ihm die Kunst nicht zu Hilfe kam. Und Kunst ohne Genie, „ein Punkt ohne alle Dimension“,[1]) ein mühseliges Herumdrehen auf demselben Fleck, ohne die Möglichkeit, einen Schritt vorwärts zu kommen. Nicht anders sollten auch Kunst und Natur ewig zusammengehören: denn die Kunst ist „das Ordnende, die Natur das Schaffende“.[2]) Und jene anderen modischen Gegensätze, mit denen man die Geschichte zerriss und sie wie durch eine Bretterwand zweiteilte: antik und modern, heidnisch und christlich, es waren doch nur Ausdrücke eines Lebens und eines Göttlichen in allem, was Kunst und Begeisterung schuf.[3])

Schon 1803 fasste er den Plan, Goethe und die andern Grossen dem Volk begreiflich zu machen. Nicht begreiflich machen, als ob es nicht von selbst verstünde; wie sollte es seine eigene Weisheit nicht verstehen; sondern eigentlich nur sie ihm zugänglich machen in dem Besten, was sie hervorgebracht haben; denn sein Eigentum ist doch, was seine Söhne schaffen. Er zweifelte nicht an den grossen Wirkungen, welche ein ausgebildetes Volksschauspiel, ein Wiederaufleben von Volksbuch und Volkslied und aller volkstümlichen Dichtungsarten auf die Gesinnung des ganzen Volkes haben müsste. Vor 20 Jahren schon hatte der junge Schiller solche Hoffnungen ausgesprochen, als er schrieb: „Wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation“.[4]) Die Idee des wahren Volksdichters, wie sie Schiller gezeichnet hatte,[5]) schwebte Arnim das ganze Leben hindurch als Ziel vor Augen, die „echte Popularität“, die auch Novalis als höchstes Ziel anerkannte.[6]) ob sie gleich bei ihm immer einen Zug ins Weltbürgerliche und Menschheitliche behielt, während

[1]) Werke 13, 453, Anm. „Von Volksliedern“.
[2]) Steig 3, 401, an Grimms am 21. Oktober 1817.
[3]) Werke 2, 261 „Owen Tudor“, 13, 468, „Von Volksliedern“.
[4]) „Die Schaubühne als moralische Anstalt“.
[5]) In der Rezension von Bürgers Gedichten.
[6]) Novalis, Werke 2, 121.

Armin sie bewusst aufs Nationale beschränkte. Als junger Student, als er immer einen ganzen Sack voll Pläne mit sich herumschleppte, teilte er seinem Freunde im höchsten Geheimnis die Idee einer Volksbücherdruckerei mit. Als dieser Plan im Gewoge seines jungen, überall interessierten, überall anpackenden Lebens zerrann, auch die materiellen Mittel einem solchen phantastisch sozialen Unternehmen nicht zur Verfügung gestellt wurden, verlor er doch diese Richtung nicht aus den Augen. Sie veranlasste ihn, gemeinsam mit seinem „Herzbruder" die Lieder aus dem Munde des Volkes zu sammeln, „den letzten Bienenstock just zur rechten Zeit auffassend, als er gerade wegschwärmen wollte", und durch diese Poesie der Kinder und Frommen die Brücke zu schlagen vom Geschmack der Gebildeten zum Gefühl des Volkes. Aufrufen wollte er sie zum gemeinschaftlichen Ziele, alle in fröhlicher Arbeit um seine Fahne sammeln, bis sie sich innerlich einig und zusammengehörig genug fühlten, um nie wieder von einander zu lassen. Von diesem Geist ist die kleine Abhandlung „Von Volksliedern" durchdrungen, das Persönlichste, was er geschrieben hat, getragen von „lebendiger Teilnahme an allem, was vom Leben ist und wieder ins Leben geht".[1] Sie war gedacht als Nachschrift zu dem ersten Volksliederbande, der beginnen sollte, dem Volke alles wieder zu geben, „was in vieljährigem Fortrollen seine Demantfestigkeit bewährt hat".[2] Leben und Lied schloss sich ihm eng zusammen. „Ohne Volkstätigkeit kein Volkslied und selten eine Volkstätigkeit ohne dies",[3] und gerade diese Volkstätigkeit, diese Freiheit des Wanderns und Singens hatte das jüngste Jahrhundert des aufgeklärten Despotismus zerstört. Hier wiederholte er die Klage der grossen Dichter, dass es den Künsten an einem Volke fehle, an einem wirklichen, einheitlichen Publikum, an das der Künstler appellieren könne.

Er selbst, der junge, einflusslose Dichter, konnte ja nur für das geistige Vaterland werben; aber lag nicht auch dort

---

[1]) Görres' Nachschrift auf A. v. Arnim. Menzels Lit.-Blatt zum Morgenblatt 1831, Nr. 27—30. S. 107.

[2]) Arnims Werke 13, 479, „Von Volksliedern" 1805.

[3]) a. a. O. S. 460.

der wesentliche Kern? Deutschland durfte nicht weiter „verwirtschaftet werden". Er forderte, da es noch nirgends durch ein öffentliches Wesen aufs Allgemeine hingelenkt wurde, dass es wenigstens bei den alten, überkommenen Sitten, bei den seit alters gebräuchlichen Festen erhalten werde. Denn der von den Vätern überlieferte Gedanke in Sagen, Liedern und Tänzen niedergelegt, war nicht weniger wert, heilig bewahrt zu bleiben, als dieser vaterländische Boden, der alles zu gemeinsamer Lust vereinigte. Dies alles den Mitlebenden und den Nachkommen zu erhalten, war Arnims Bemühen, um fest und herrlich für alle Zukunft zu bauen. Wem aber die Baukunst fehlt, dem fehlt ein Vaterland.

In demselben Sinne gab Arnim 1808 in Heidelberg die „Zeitung für Einsiedler" heraus, an der sich Brentano, Görres, die Grimms wie auch die junge süddeutsche Romantik beteiligte. Es wurde ein Arsenal von alten und neuen Geschichten, Liedern und Abhandlungen, die doch alle sich auf einen Grundgedanken beziehen sollten: in der oft barocken Form, wie sie uns scheinen will, „die hohe Würde alles Gemeinsamen, Volksmässigen"[1]) darzustellen. Vor 6 Jahren noch hatte er, um zu diesem Ziel zu gelangen, einen unmöglichen Plan ausgeheckt, den er im Geheimen dem Freund entdeckte, die Erfindung einer allgemeinen deutschen Sprache in der Sing- und Sprachschule am Schaffhausener Rheinfall,[2]) und Brentano erwiderte neckend: „Bei Deinem grossen Plan ist die Handzeichnung des Terrains, der Rheinfall, recht nötig, ich höre sein Rauschen durchs Ganze und er übertäubt das Luftige darin".[3]) Aber auch er selbst hatte binnen kurzer Zeit sich zum künstlerischen Verständnis der Sprachmannigfaltigkeiten hinentwickelt und spottete schon im Volksliederaufsatz 1805 über die Kunstsänger, die ganz vornehm und dialektlos dichten möchten, die „singen wollen, ohne zu klingen".[4]) Das rationalistische Aus-

[1]) Arnims Trösteinsamkeit, herausgeg. von Pfaff, S. 12.

[2]) a. a. O. 1,39, 9. 7. 1802.

[3]) a. a. O. 1,40, August 1802.

[4]) Nat. Lit. 146, I, 54. „Von Volksliedern", 1805; auch S. 69: „Die Gelehrten indessen versassen sich über einer eigenen vornehmen Sprache, die auf lange Zeit alles Hohe und Herrliche vom Volke trennte, die sie endlich doch entweder vernichten oder allgemein machen müssen, wenn

gleichen, das alles nicht gleich hoch, sondern gleich tief machen, mit einem Schlage wegwischen wollte, was gerade den romantischen Geist am meisten an der Welt entzückte, den unendlichen Reichtum der Naturerfindung, die tausendmal tausend Ausdrucksweisen für ihre Gedanken findet, dies Vereinfachen aus Mangel an Geist, an Phantasie, an lebendigem Gefühl wurde ihm in seiner künstlerischen und menschlichen Leerheit immer verhasster. Er begnügte sich damit, still das Gewordene anzuerkennen und, leise nachfolgend, ihm seine Richtungen abzulauschen, um im Mitwandern, Mitverkünden neue Arbeiter heranzuziehen, die Erreichung des immanenten Zieles zu erleichtern und plötzliche konvulsische Bewegungen zu vermeiden. Auch er zählte ja ein wenig zu den „absolut Gläubigen der Geschichte".

Denn die Geschichte war es ja, welche die Bausteine zu diesem Tempel des Volkstums herbeischaffte. In ihr lag aufgespeichert alles, was der Geist dieses einen Volkes in Jahrhunderten aus sich heraus produziert hatte. Darüber ist Arnim mit den Freunden einig, dass die unendliche Mannigfaltigkeit der Formen in Zeit und Raum sich nicht auf das Prokrustesbett des Schemas zwingen lässt, dass die undurchschaubare immanente Wahrheit, ihre Zweckmässigkeit oder Zweckwidrigkeit, der beschränkten subjektiven Einsicht nicht unterworfen werden darf. In diesem „methodischen Leichtsinn", welcher die Geschichte zurechtmacht, „um Beweis für ein eingebildetes Gesetz zu führen", schien ihm der verderbliche Einfluss der aufklärerischen Revolutionsphilosophen klar auf der Hand zu liegen.[1]) Nur auffangend, aufnehmend darf der Historiker sich der Geschichte gegenüber verhalten. „Ich verachte die Aeusserlichkeiten keineswegs, die von der Geschichte der Poesie erzählt werden können", schrieb er an Jakob Grimm, „aber es soll nur so wenig wie in der Weltgeschichte ein Urteil drüber und

sie einsehen, dass ihr Treiben, die Sprache als etwas Bestehendes für sich auszubilden, aller echten Bildung entgegen ist, da sie doch notwendig ewig flüssig sein muss, dem Gedanken sich zu fügen, der sich in ihr offenbart und ausgiesst; denn so und nur so allein wird ihr täglich angeboren, ganz ohne künstliche Beihilfe." Dieselbe Auffassung der Sprache haben sich auch Humboldt und Jak. Grimm gebildet.

[1]) Steig a. a. O. 3, 428 a. W. Grimm 18. Dez. 1818.

draus gestellt werden, sie tritt nur dann aus ihrem Kreis heraus, wenn der Mensch sich danach über Zeitalter ein Urteil anmasst".[1]) Denn durch das Medium der Zeit, in dem er sich befindet, gelangen die Strahlen der reinen Wahrheit doch nur gebrochen und verdunkelt zu ihm. Das eigentliche Wesen der Geschichte aber ist „Klarheit, Reinheit und Farbenlosigkeit".[2]) Nur die Dichtung kann die vereinzelten Strahlen wieder zu einer höheren Einheit vereinigen, als die empirische war, welche die wissenschaftliche Erkenntnis zerlegte. Sie darf den Abgrund der Persönlichkeit ausfüllen, der für die Objektivität der Geschichte unüberbrückbar hinter den Begebenheiten liegt, sie darf das psychologisch Wahrscheinliche für tatsächlich gelten lassen und aus den tausend Möglichkeiten des menschlichen Herzens eine aussuchen, welche der künstlerischen Intuition als wahrer Beweggrund des Handelns erscheint. In diesem Sinn ist dem Dichter die Geschichte unvollständig und seiner vereinigenden Hand bedürftig, sofern er nur die Einheit der geschichtlichen Charaktere und ihrer Handlungen wahrt.[3])

Da Arnim dem Einzelnen das Verdienst der grossen Fortschritte nicht glaubte geben zu können, so wälzte er ihm konsequenterweise auch nicht die Schuld an den grossen Rückfällen und Zusammenbrüchen auf. Er wusste, dass es mit der Macht der reinen Vernunft und des Willens, welcher die Rationalisten die Kraft eines „urschnellen Paradiesgebärens" zugetraut hatten, allein noch nicht getan sei, und dass ein Ereignis wie die französische Revolution in seinem Ursprung und Verlauf nur das Ergebnis einer unendlichen Reihe konkreter Ursachen sei. „Die Revolutionen grosser Staaten sind nicht die Wirkungen des Zufalls oder die Laune der Völker",[4]) wiederholte er mit Sullys Worten, und „die grösste Last der Beschuldigungen gehört bei der französischen Revolution nicht dem

[1]) Steig 3, 248, Dez. 1812. In seiner Rezension über W. Stuhr, „Die brandenburgisch-preussische Kriegsverfassung z. Z. Friedrich Wilhelms, des grossen Kurfürsten", 1. T., Berl. 1819, tadelt A., dass der Verfasser „spätere milit. Theorien auf frühere Zeit anwende". Arnims unbekannte Aufsätze, ed. v. L. Geiger, Berl. Neudrucke, 3. Serie, Bd. 1, 99.

[2]) „Kronenwächter" Einleitung, Werke Bd. 3

[3]) Rezension des Attila von Z. Werner, Heidelberg. Jahrbuch für 1810, S. 9.

[4]) Arnim, Unbekannte Aufsätze, herausgegeben von L. Geiger, S. 39

Augenblick der greuelvollen Umwälzung an, sie verteilen sich auf Jahrhunderte".[1])

Das Verständnis für den Wert einer Geschichtsschreibung, „ohne welche die schönste Tat nur zum Einfall eines Einzelnen und nimmer zur Entwicklung eines Volkes wird",[2]) gewann Arnim einmal als Betrachtender, als Künstler, dann aber auch als politisch tätiger Mensch. Hier empfand er gleich das Richtungslose einer blossen Gegenwart, die nur auf den Grundlagen einer Vergangenheit einen Fortschritt bedeuten konnte. Er fühlte täglich, wie eine grosse Zeit um ihn wogte, wie seine Gegenwart in jedem Augenblicke zur Geschichte reif sei und Geschichte werde, und empfand doch drückend bei all den geheimen Diplomatenkongressen das Ausgeschlossensein von der Erkenntnis ihrer verborgenen Ursachen, solange die Dunkelheit der geheimen Staatsarchive nicht zu erhellen war. Als Entschädigung forderte er eine inoffizielle Geschichtsschreibung der Beteiligten in persönlichen Aufzeichnungen und Memoiren und begrüsste freudig jedes Unternehmen, für die geheime Geschichte seiner Tage zu sammeln, ohne die grossen „Weltgeschicke aus einer armseligen Regel herleiten"[3]) zu wollen, gleichsam im Augenblick des Vorbeirauschens sie schon in ihrem historischen Wert zu erkennen und festzuhalten. Da doch „Geschichte im strengsten Sinn von uns ausgeschlossen" ist,[4]) so wünschte er, dass wenigstens, soweit eine Kenntnis der „inneren Staatengeschichte" möglich ist, die Wissenden dazu beitragen möchten. Denn in ihr sieht Arnim eine der „merkwürdigsten Aufgaben der Menschheit".[5]) Dass in diese Bestrebungen ein stark ästhetisches Moment hineinspielte, ist bei seiner künstlerischen Veranlagung verständlich. Wie W. Schlegel, wie Novalis und Schelling[6]) hatte er seine Freude an den naiv-frommen Erzählungen alter Chroniken[7]) und wusste mit

---

[1]) Gubitz, Erlebnisse 1, 134, f.
[2]) Werke 12, 33. Wintergarten 1809.
[3]) Preuss. Korrespondent vom 6. Oktober 1813, Nr. 114.
[4]) Werke 12, 35. Wintergarten 1809.
[5]) Preuss. Korrespondent vom 31. Januar 1814, Nr. 17.
[6]) Poetzsch, a. a. O. S. 82.
[7]) Werke 12, 35. 1809.

kleinen anekdotischen Zügen sich eine Zeit künstlerisch zu beleben und anschaulich zu machen. Daher die grosse Vorliebe, die er und seine Freunde für Selbstbiographien und Memoiren hegten, zu denen sie sich gegenseitig anregten. Der Reiz der subjektiven Spiegelung in einem bedeutenden Menschen wog wohl etwaige kleine Abweichungen von der tatsächlichen Wahrheit auf, die sich ja durch Vergleiche berichtigen liessen. Auch Massenbachs Memoiren hatte er bei ihrem Erscheinen nicht seinen Anteil versagt, ob ihm gleich ihre Fehler und ihre Lückenhaftigkeit keineswegs entgingen. In ihm sah er den ersten der beteiligten Generale, der sich der Mühe unterzogen hatte, die Erinnerungen seines tätigen Lebens aufzuzeichnen;[1]) konnten sie doch eine Anregung geben zu Gegenäusserungen anderen, und so würde sich allmählich der Schleier lüften.

Nicht nur politische Geschichte, auch die andern Hauptentwicklungsreihen des Volkes sollten erforscht und aufgezeichnet werden. Standen sie doch alle: Religion und Philosophie, Staatswirtschaft und Familienwirtschaft, Sprache und Recht mit einander in lebendiger Wechselwirkung.[2]) Besonders aber wünschte er eine allgemeine deutsche Geschichte mit „erschöpfender Nationalität“ behandelt, wie es die Alten so vortrefflich verstanden hatten,[3]) aus der Fülle der eigenen Volksindividualität herausgenommen. Er beklagte es immer, dass grosse historische Talente wie Niebuhr und Savigny all ihre Gaben auf Erforschung eines fremden, toten Volkstums wandten. Hatten es doch die Deutschen so nötig, sich an dem Grossen ihrer eigenen Vergangenheit zu kräftigen, ihrer in allem Unglück bewahrten Einheitlichkeit bewusst zu werden.

So ist ihm die Geschichte zugleich Selbstzweck und Mittel zum Zweck, Mittel für die Erziehung zum Bewusstsein der Nation. „Einen Menschen zum Menschen erziehen zu wollen,“ schrieb er 1809, im Gegensatz zu Fichte und den Anhängern der Pestalozzischen Methode, „ist eitel menschlicher Kram; zum Menschen ist er von Gott geschaffen; dass aber die Seinen

---

[1]) Werke 12, 33. Wintergarten 1809.

[2]) Preuss. Korrespondent Nr. 11, 21. Januar 1814.

[3]) „Von Volksliedern“, Werke 13, 459, Anmerkung.

in dem ganzen geschichtlichen Reichtum, den sie überkommen und gesammelt haben, als gute Hausväter ihr Pflichtteil und Liebeganzes treulich überliefern, das ist Erziehung.“[1])

In seinen Anschauungen und Gesinnungen hat Arnim den Schritt vom rationalistisch-mechanischen 18. zum geschichtlich-nationalen 19. Jahrhundert, wie wir sahen, entschlossen getan. Es bliebe zu untersuchen, welcher Strömung er sich in seiner politischen Tätigkeit anschloss, und zu sehen, wie es diesem Romantiker gelang, sich mit den realen, oft allzu realen Mächten des Staatslebens abzufinden.

---

[1]) Arnims Werke 11, 115. Wintergarten I.

Lebenslauf.

Ich, Herma Becker, Tochter des † Königl. preuss. Baurats Woldemar Becker, evang. Konfession, bin am 23. September 1885 in Dresden geboren. In Bremen, wohin mein Vater ein Jahr später versetzt wurde, habe ich die höhere Mädchenschule besucht und mich dann privatim zum Abiturientenexamen vorbereitet, das ich Michaelis 1904 am dortigen humanistischen Gymnasium bestand. Nach zweijährigem Aufenthalt in Paris wurde ich im Herbst 1906 zu Freiburg i. Br. immatrikuliert, wo ich mit Ausnahme eines Berliner Semesters bis zum Ende meiner Studienzeit Ostern 1911 geblieben bin. Unter Anleitung der Herren Professoren Meinecke, v. Below, Kluge, Baist, Rickert habe ich mich mit historischen, germanistischen, romanistischen und philosophischen Studien beschäftigt und am 20. Dezember 1910 die Doktorprüfung bestanden. Herrn Geheimrat Prof. Meinecke verdanke ich die Anregung zu beifolgender Arbeit.